

Heinz Müller
**Wo einst die alten
Ritter lebten**



Regenbogenreihe

Heinz Müller

**Wo einst die alten
Ritter lebten**

Eine Geschichte der
mittelalterlichen Burg

Der Kinderbuchverlag Berlin



Illustrationen von Peter Becker

,

Flucht aus dem Wehrturm

Die Burg Giebichenstein spiegelte sich in der Saale. Keine Welle zerriß die blanke Oberfläche des Wassers. Im Sommer vor 900 Jahren saß hoch im Wehrturm ein Gefangener. Sechs Wächter durften ihn Tag und Nacht nicht aus den Augen lassen. Lange Zeit konnte Graf Ludwig den kaiserlichen Häschern immer wieder entgehen. Im Magdeburgischen dann überwältigten sie ihn. Nun wartete er auf das kaiserliche Urteil, und er wußte genau, daß keine Gnade zu erwarten war. Zu schwer wog der ihm zur Last gelegte Mord an dem Pfalzgrafen Friedrich zu Sachsen.

Es entsprach der Wahrheit, daß Ludwig den Pfalzgrafen mit der Lanze tötete und vom Rosse stieß. Wie von Sinnen hatte ihn vorher Friedrich des Ehebruchs mit seinem Weib bezichtigt, einen Gauch und einen ehrlosen Wicht genannt und mit erhobenem Schwert Genugtuung gefordert. Ein Jahr später feierte Graf Ludwig dann mit der schönen Witwe Adelheid fröhliche Hochzeit auf seiner Schauenburg.

Im Wehrturm hatte er sich Tag und Nacht den Kopf zermartert, wie man aus den festen Mauern der Burg Giebichenstein entfliehen könne. Als aussichtslos und undurchführbar mußte jeder Plan verworfen werden. Bis ihm dann die rettende Idee kam. Immer wieder überprüfte er alle Einzelheiten, ehe er sich zum äußersten Wagnis entschloß. Seit Tagen stellte der Graf sich krank. Immer besser spielte er die Rolle, so daß die Wächter seine Sterbestunde bald kommen sahen. Es war schon ein Schreiber wegen des Testamentes gerufen worden. Heimlich konnte Graf Ludwig bei dieser

Gelegenheit sein Lieblingspferd Schwan unter die Burg an das Saaleufer bestellen.

Bereits am Morgen des Fluchttagess ließ sich der Gefangene sein Sterbehemd und mehrere Mäntel bringen. Einen schweren Schüttelfrost spielte er wieder den Wächtern vor. Auf den Stock gestützt, tief in die Mäntel gehüllt, wankte Ludwig im Zimmer auf und ab. Die Wächter waren in ihr Brettspiel vertieft. Sein Plan schien aufzugehen. Noch schauderte er vor der letzten Tat zurück. Schweiß trat ihm vor Angst auf die Stirn. Doch was half das Zaudern? Graf Ludwig nahm seinen ganzen Mut zusammen. Langsam ging er zu dem großen Bogenfenster und öffnete es, als wolle er seiner Krankheit Linderung verschaffen. Unten am Ufer sah er sein geliebtes Roß. Plötzlich stand er im Fenster. Mit dem Ruf: „Jungfrau Maria, hilf deinem Knecht!“ stieß er sich ab. Wie ein Fallschirm umgaben ihn die weiten Mäntel. Mit ausgestreckten Armen erreichte er den Strom. Schon war der Knecht mit dem Pferd heran. Ehe droben die Wächter recht begriffen, was geschehen war, ritt der Flüchtige zu seiner geliebten Adelheid. Hinfort trug er den Namen Ludwig der kühne Springer.

Mancher machte durch solch eine Sage die erste Bekanntschaft mit der mittelalterlichen Burg oder hat mit Dornröschen gebangt, daß sie aus ihrem hundertjährigen Schlaf in der verwünschten Burg wieder erlöst wird. Vielleicht wollte auch einer wissen, wie die große Burg des gefürchteten Zauberers aussah, die durch die Klugheit des gestiefelten Katers in den Besitz seines armen Herrn gelangte.



Vom Bau der Wartburg ist zum Beispiel folgende Sage überliefert:

„Als der Bischof von Mainz Ludwigen, genannt den Springer, taufte, begabte er ihn mit allem Land, was dem Stift zuständig war, von der Hörsel bis an die Werra. Ludwig aber, nachdem er zu seinen Jahren kam, baute die Wartburg bei Eisenach, und man sagte, es sei also gekommen: Auf eine Zeit ritt er an die Berge aus jagen und folgte einem Stück Wild nach bis an die Hörsel bei Nedereisenach, auf den Berg, da jetzo die Wartburg liegt. Da wartete Ludwig auf sein Gesinde und Dienerschaft. Der Berg aber gefiel ihm wohl, denn er war stickel [steil] und fest; gleichwohl oben geräumig und breit genug, darauf zu bauen. Tag und Nacht trachtete er dahin, wie er ihn an sich bringen möchte, weil er nicht sein war und zum Mittelstein gehörte, den die Herren von Frankenstein innehatten. Er ersann eine List, nahm Volk zusammen und ließ in einer Nacht Erde von seinem Grund in Körben auf den Berg tragen und ihn ganz damit beschütten; zog darauf nach Schönburg, ließ einen Burgfrieden machen und fing an, mit Gewalt auf jenem Berg zu bauen. Die Herren von Frankenstein verklagten ihn vor dem Reich, daß er sich des Ihren freventlich und mit Gewalt unternähme. Ludwig antwortete, er baue auf das Seine und gehört auch zu dem Seinen und wollte das erhalten mit Recht. Da ward zu Recht erkannt: Wo er das erwiesen und erhalten könne mit zwölf ehrbaren Leuten, hätte er's zu genießen. Und er bekam zwölf Ritter und trat mit ihnen auf den Berg, und sie zogen ihre Schwerter aus und steckten sie in die Erde [die er darauf hatte tragen las-

sen], schwuren, daß der Graf auf das Seine baue, und der oberste Boden hätte von alters zum Land und Herrschaft gehört. Also verblieb ihm der Berg, und die neue Burg benannte er Wartburg, darum, weil er auf der Stätte seines Gesindes gewartet hatte.“

Aus der Sage ist viel über die Wartburg zu erfahren, über den Bauherrn und auch die Erbauungszeit, denn Ludwig wurde 1042 geboren und war bis 1123 Landgraf in Thüringen. Die Sage gibt eine Erklärung für den Namen der Burg und läßt Einblick in die Rechtsverhältnisse des Mittelalters nehmen. Sie zeigt, mit welcher Sorgfalt der Burgherr den Burgplatz auswählte und wie alle Mittel genutzt wurden, neue Burgen zu bauen.

Welchen historischen Wert haben nun Sagen, können sie als Grundlage für Geschichtskennntnisse verwendet werden? Sagen haben sich seit alters nur mündlich verbreitet. Die historischen Tatsachen wurden dabei vom Volk ausgeschmückt und oft mit phantastischen Ereignissen durchflochten. Die Brüder Grimm sammelten nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten das deutsche Sagengut und gaben es 1816 mit vielen Erläuterungen heraus. Auch die Sage von der Wartburg ist diesem Buch entnommen. „Das erste, was wir bei der Sammlung dieser Sagen nicht aus dem Auge gelassen haben, ist Treue und Wahrheit.“ So beurteilten sie selbst den historischen Wert ihrer Arbeit.

Es gibt viele Burgsagen aus dem Harz, aus Thüringen und aus Sachsen. Oft geht es darin recht lustig zu. Beispielsweise, wenn zu erfahren ist, daß die raufstigen Ritter aus dem Geschlecht der Birken von der Duba ihren Pferden die Hufeisen verkehrt herum auf-

nageln ließen, um den Feinden den Zugang zu ihrer Burg zu verbergen. Auch ist es amüsant, wie die Burgfrau von Kriebstein an der Zschopau den Markgrafen Friedrich von Meißen überlistete. Als die Burg belagert und zur Übergabe gezwungen wurde, durfte sie mitnehmen, was ihr am liebsten sei und sie tragen könne. Sie hat „alle ihre Geschmeide und Schmuck im Stich gelassen und nichts als ihren Ehemann aus dem Schloß getragen, dadurch sie auch den Markgrafen bewegte, daß er demselben, ungeachtet des Urteils, so über ihn ergangen, Gnade erwies und das Leben schenkte“.

Vielfältig sind also die Anregungen, über die Geheimnisse der Burg nachzudenken. Welche Aufgabe hatte sie im Mittelalter? Wie lebten die Menschen in ihr, und wie wurde um sie gekämpft? Was veranlaßte die Menschen, Burgen zu bauen, und seit wann gibt es Burgen? Fragen über Fragen, die im weiteren beantwortet werden sollen.

Die Menschen haben im Verlauf ihrer Geschichte viel Mühe aufgewandt, sich zu befehden und Krieg miteinander zu führen. Sie verfolgten mit großer Energie das Ziel, sich gegenseitig zu töten. Bereits seit dem 6. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zeigte es sich, daß der Mensch durch seine Arbeit mehr Werte schaffen, als er selbst verzehren und verbrauchen konnte. Die Fortschritte bei der Nutzung der Natur führten bald zur Ausbeutung des Menschen durch eine kleine Oberschicht. Häuptlinge und Priester versuchten, den produzierten Überschuß zur Festigung ihrer Vormachtstellung zu nutzen. Dazu brauchten sie Waffen und Befestigungen. „Der Krieg wird jetzt des bloßen

Raubs wegen geführt, wird stehender Erwerbszweig“, so beschrieb Friedrich Engels vor 100 Jahren diesen Entwicklungsabschnitt der menschlichen Gesellschaft. Das traurige Ergebnis waren 14 000 Kriege in 5 500 Jahren Menschheitsgeschichte.

Am Anfang war die Höhle

Das Bedürfnis, sich zu schützen, ist wohl so alt wie die Menschheit selbst. Auf der ganzen Welt diente die Höhle als Zuflucht vor Witterungsunbilden und der Sicherheit. Schon die Höhlen haben ein Grundprinzip des Wehrbaus verwirklicht, eindeutige Grenzen zu setzen, die von einem Feind nicht überschritten werden sollten. Bereits zum Ende der Eiszeit nutzten Jägersippen die Höhle, um ihre Beute als Nahrung aufzubereiten und ungestört verzehren zu können. Der Mensch begann, den von der Natur vorgegebenen Raum nach seinen Erfordernissen zu verändern. Der Eingang der Höhle wurde gegen wilde Tiere abgesichert.

Im 9. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung errichteten sesshaft gewordene Viehzüchter und Ackerbauern in Vorderasien die ersten künstlichen Befestigungsanlagen. Ihre Produktivität bei der Erzeugung von Nahrungsmitteln war bereits so hoch, daß sie genügend Arbeitskräfte zum Bau meterhoher Steinmauern und Türme abstellen konnten.

Als vor etwa 5 000 Jahren im Alten Orient und eintausend Jahre später in Europa der Krieg endgültig Einzug in die Geschichte hielt, schuf der Mensch weitere große Befestigungsbauten. Im alten Reich der Ägypter wurden am Nil monumentale Turmburgen errichtet. In

ihrem Schutz lagen die riesigen Tempelanlagen, mit denen die Götter verherrlicht wurden. Die geradlinigen, wuchtigen Mauer Massen aus fest gefügtem Kalkstein waren noch nicht zur Verteidigung durch die Krieger der Pharaonen eingerichtet. In erster Linie sollten die Burgen die Vorherrschaft der Könige und Priester gegenüber dem Volk sichern. Allein durch die Unüberwindbarkeit, durch ihre gigantische Wirkung, sollten sie einen Feind abschrecken, ihm die Aussichtslosigkeit eines Angriffes vor Augen führen.

In Mesopotamien, auf dem Gebiet des heutigen Irak bis nach Syrien, hatten die Despoten zur Demonstration ihrer Macht große Tempelburgen bauen lassen. Ihr Grundriß war nicht mehr rechteckig, sondern oval. Komplizierte Gewölbeformen und eine vielgliedrige Bebauung des Burgberings zeugen vom hohen Entwicklungsstand der damaligen Baukunst. Als die Hethiter an der Wende vom 3. zum 2. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung in Kleinasien einwanderten, entwickelte sich der altorientalische Wehrbau zur höchsten Meisterschaft. Zyklopenmauern, die wegen ihrer mächtigen Steinmassen als Bauwerk der Riesen in die Sagenwelt eingingen, sowie mehrfach nacheinander angeordnete Mauergürtel und Grundrisse, mit denen geschickt die Geländeerhebungen genutzt wurden, kennzeichneten diese Befestigungsbauten. Neue Lösungen für die Gestaltung der Toranlagen verbreiteten sich in den folgenden Jahrtausenden bis nach Europa.

Die kretisch-mykenischen Burgen setzten im Gebiet des Ägäischen Meeres die altorientalische Wehrbautradi-

tion fort. Erstmals wurden nun die Mauern zur aktiven Verteidigung eingerichtet. Jetzt kämpfte der Mensch auf der Mauer um Sieg oder Niederlage. Homer hat in seiner „Ilias“ ein anschauliches Bild dieses Kampfes aufgeschrieben.

Der fünftausendjährige Turm

Bei einem Besuch im Ägyptischen Museum in Berlin kann man ihn leicht übersehen. Nur knapp 50 Millimeter mißt seine Höhe. Auf den ersten Blick ist gar nicht zu erkennen, daß dort eines der bedeutendsten Ausstellungsstücke zur Entwicklung der Wehrarchitektur steht. Dieser kleine Elfenbeinturm wurde vor über 5000 Jahren von einem der geschicktesten Kunsthandwerker im alten ägyptischen Reich aus dem Stoßzahn eines Elefanten geschnitzt. Seine Existenz verdankt der kleine Turm möglicherweise der Spielleidenschaft des Königs Horus Aha, der damals in Ägypten herrschte. Der Schnitzer erhielt nämlich von ihm den Auftrag, die Figuren für ein Spiel zu schaffen. Zwei Völker sollten sich auf einem Brett bekämpfen. Dabei mußten die Spieler versuchen, ähnlich dem Schach, sich in den Besitz der Königsfigur zu setzen. Recht ehrfürchtig sah dieser geschnitzte König mit seiner hohen Krone und dem ihm vom Gürtel herabhängenden Wolfsschwanz aus.

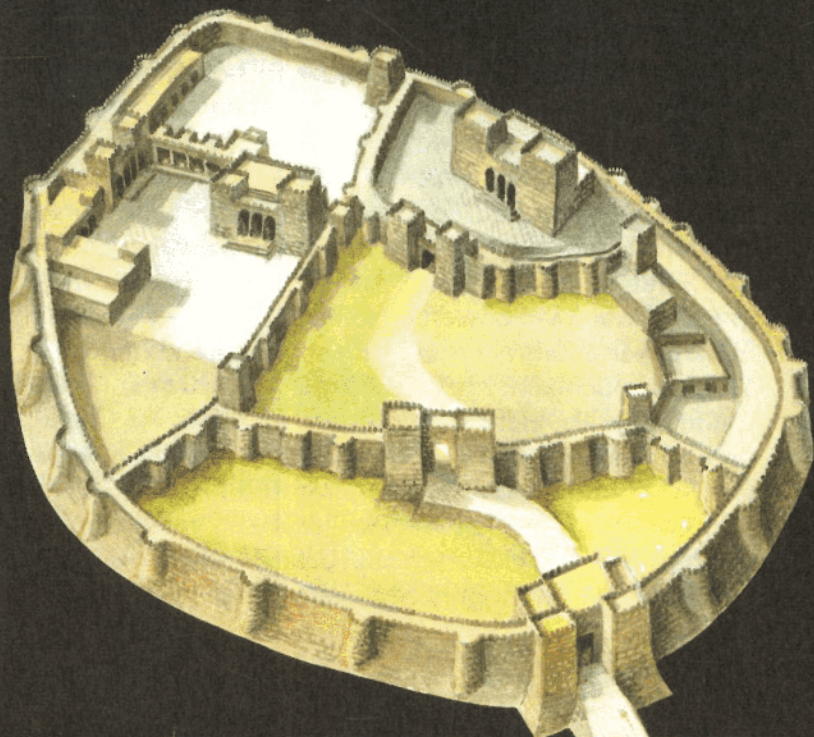
Der König Horus Aha liebte seinen neuen Palast in Abydos über alles. Er ließ ihn bauen, um einen Tempel, den er dem Gott Osiris weihte, militärisch zu schützen. Der Königspalast hatte die Größe eines Fußballfeldes und war mit einer riesigen Mauer umgeben. Als einzi-

ger Bau im weiten Geviert stand ein quadratischer Wohnturm. Drei Meter dick waren seine Mauern. Dieser Wohnturm für den König war das Herz der Wehranlage. Er war am Dach mit Zinnen versehen und stand unmittelbar hinter dem Tor. So konnte er am besten einem Feind den Zugang zur Burg versperren. Der König wußte nur zu gut, wie bedeutend die Wehrbauten zur Sicherung seiner Herrschaft waren. Nicht groß genug konnten sie sein, damit seine Feinde, aber auch sein Volk den nötigen Respekt vor ihnen hatten. Aus diesem Grund ist wohl auch im Schachspiel der Turm als Symbol der Burg die Figur mit der größten Kampfkraft geblieben.

Und nun zum Elfenbeinturm selbst. Wer ihn genau anschaut, dem wird auffallen, daß der Eingang nicht unmittelbar zu ebener Erde liegt, sondern nur mit einer Leiter erreicht werden kann. Das war ein wichtiger Gesichtspunkt für den Notfall. Dann wurde nämlich die herabhängende Leiter eingezogen, so daß jeder Zutritt zum Turm verwehrt blieb. Am Hauptturm der mittelalterlichen Burgen erkennt man, daß diese Konstruktion auch später noch beibehalten wurde. Die Wehrplatte des Elfenbeintürmchens ist gegenüber dem Turmkörper vorgebaut, um einen Feind mit Wurfaffen bekämpfen zu können. Die Zinnen ermöglichten der Turmbesatzung, vor feindlichen Blicken und Geschossen gedeckt, einen neuen Pfeil in den Bogen zu spannen.

Der kleine Turm wurde als liebstes Spielzeug seinem

4,9 cm



König mit ins Grab gelegt. Vor 80 Jahren etwa gruben ihn Archäologen aus dem Wüstensand. Später kam er ins Ägyptische Museum nach Berlin.

Der Limes schützt ein Imperium

Im 2. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hatte sich am Mittelmeer ein mächtiges Imperium von seiner Hauptstadt Rom aus gebildet. Ägypten und der Vordere Orient waren der Römischen Republik unterworfen. 100 Jahre später, bereits zu Zeiten der Militärdiktatur, wurden die Bestrebungen verstärkt, das Römische Reich weiter auszudehnen. So standen im Norden römische Legionen bereit, den Rhein und die Donau zu überschreiten. Ihr Ziel war, das Gebiet der germanischen Stämme in den Herrschaftsbereich Roms einzugliedern. Der in vielen Schlachten bewährte Kommandeur Quintilius Varus sollte die Legionen bis zur Elbe führen und Germanien als römische Provinz einrichten. Rechtzeitig erkannten die in freiwilliger Gefolgschaft lebenden Stämme die Gefährdung ihrer Freiheit. Unter der Führung des fünfundzwanzigjährigen Fürsten der Cherusker, Arminius, erhoben sie sich gegen das schwer bewaffnete Heer der Römer. Im Jahr neun unserer Zeitrechnung kam es zwischen Rhein und Weser zur Schlacht im Teutoburger Wald. Das vereinte militärische Handeln sicherte den Sieg über die Legionen des Varus. Die Vernichtung des römischen Heeres war so gründlich, daß die Imperatoren ihre Eroberungen vorerst einstellen mußten und zur Verteidigung übergingen. Sie sicherten die Grenzen ihres Reiches nunmehr mit umfangreichen Wehranlagen.

Ein mächtiger Grenzwall von 584 Kilometer Gesamtlänge, den die Römer in ihrer Sprache „Limes“ nannten, wurde errichtet. Der obergermanisch-rätische Limes zog sich vom Rhein entlang des Maingebietes bis hin in das Vorland der Donau. Hölzerne Pfähle auf der Wallkrone machten in Verbindung mit dem Graben das Verteidigungssystem nahezu unüberwindlich. In Sichtweite wurden für die Wachmannschaften Warttürme erbaut. Mit Rauch- und Feuerzeichen konnten sich die Soldaten notfalls miteinander verständigen. Im Gegensatz zur anfangs angewandten Erde-Holz-Bauweise errichtete man später die drei Meter hohe und 1,5 Meter dicke Mauer aus behauenen Steinquadern. Diese stabile, für eine lange Lebensdauer bestimmte Bauweise zeigte, daß die Römer ihre Eroberungspolitik endgültig aufgegeben hatten und sich ganz der Verteidigung widmeten.

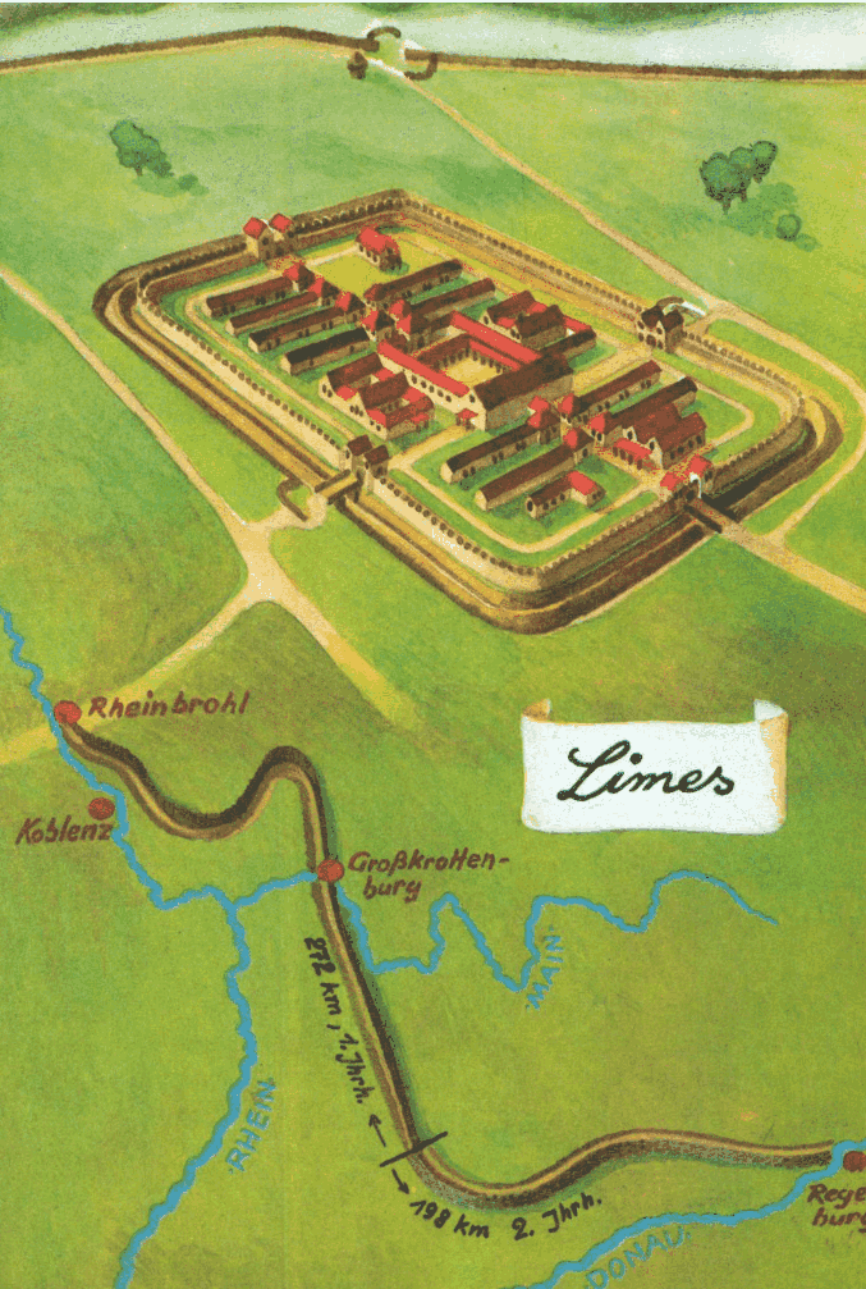
Zum Schutze ihres Straßennetzes legten die Römer hinter dem Limes große Kastelle an. Diese einheitlich geplanten Militärlager dienten den Truppen als Kaserne. Der Grundriß war rechteckig und wurde von einer Mauer umgrenzt. Jede Mauerseite hatte eine Toranlage, durch die zwei Straßenzüge in die Wehranlage führten. Am Kreuzungspunkt stand das Praetorium, das größte Gebäude der Befestigung. Es diente dem Truppenführer als Wohnung, wurde aber auch als Heiligtum zur Verwahrung der Truppenfahnen genutzt. Mauertürme verstärkten den Bering. Meist war an der Mauer ein Wehrgang angebracht. Dadurch konnten die Wachmannschaften das gesamte Kastell umlaufen. Besonders wichtig wurde er aber, wenn ein Feind an-

griff und der Wehrgang den Soldaten eine ausgezeichnete Deckung bot. Im Innenraum des Kastells stellten die Römer keine frei stehenden Türme auf. Dadurch unterscheiden sich die Limeskastelle grundsätzlich von den meisten der später erbauten Feudalburgen. Die römischen Kastelle und die römischen Grenzbefestigungen setzten die im Alten Orient begonnene und in Griechenland weiterentwickelte Wehrbautechnik fort. Die römische Befestigungskunst beeinflusste als Vorbild jedoch nicht den Feudalburgenbau in Deutschland. Nur mit dem Kastelltyp tritt sie dann noch einmal in Erscheinung.

Die Fälscher vom Kloster Hersfeld

Es war Sommer des Jahres 889. Im Kloster Hersfeld saß Pater Donatus in seinem kleinen Raum neben der Klosterbibliothek. Nur dem Abt und ihm war der Zutritt gestattet. Säuberlich gerollt und gestapelt lagen die Urkunden in den Regalen an der Wand. Der gesamte Klosterbesitz war in den Pergamenten verbrieft. Sie bezeugten die Schenkungen und sämtliche Einkünfte. Wochenlang saß der Mönch Donatus schon über dem Auftrag, ein neues Verzeichnis der Orte zusammenzustellen, die dem Kloster regelmäßig den zehnten Teil ihrer Ernte abzuliefern hatten. Er las nochmals die Schenkungsurkunden des verstorbenen Kaisers Karls des Großen aus den Jahren 772 und 780. Dankbar wurde dieser wegen seiner Großmut gegenüber dem Kloster ins Gebet eingeschlossen.

Römischer Limes mit Kastell



Rheinbrohl

Koblenz

Großkrottenburg

Limes

272 km 1. Jahrh.

198 km 2. Jahrh.

RHEIN

MAIN

DONAU

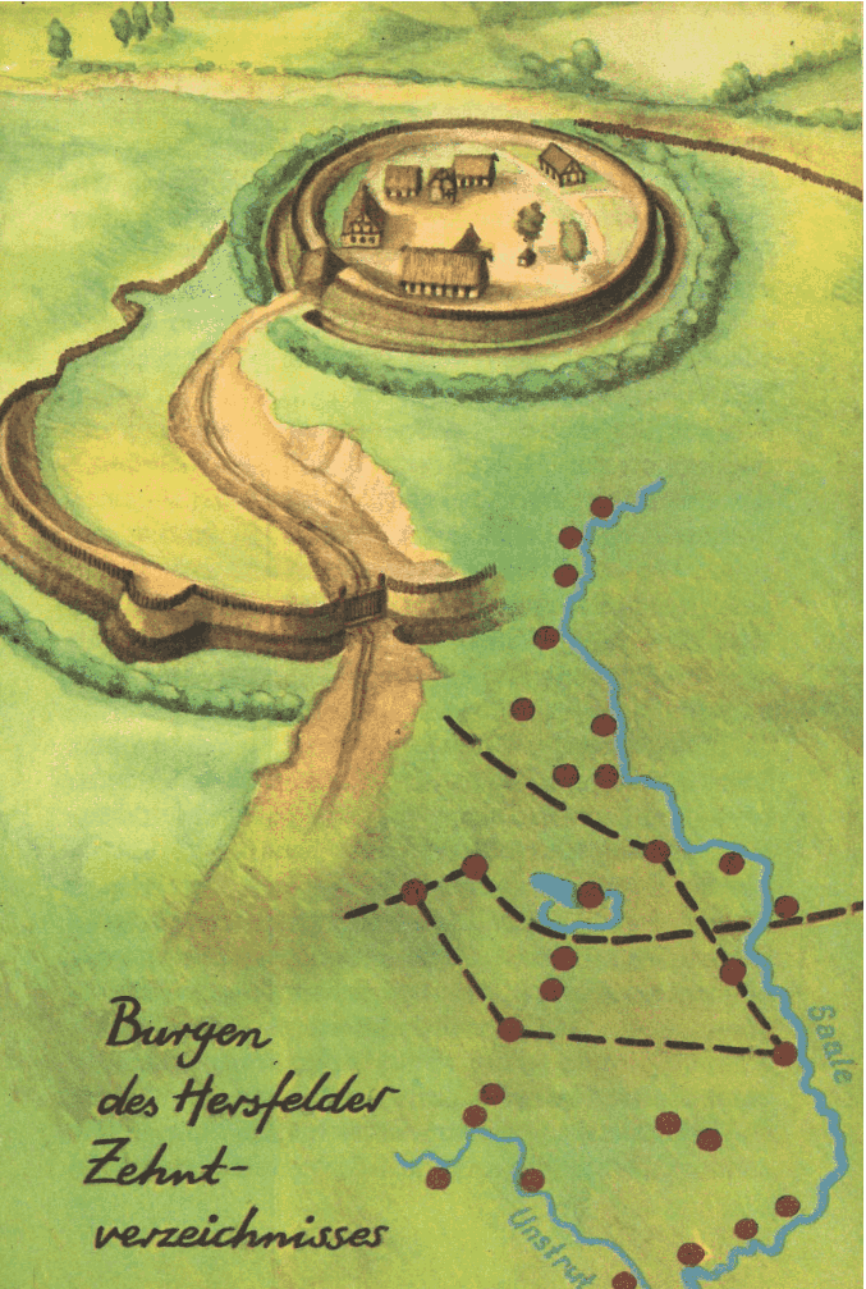
Regeburg

Immer wieder mußte der Mönch auch die vorzügliche Arbeit des Bruders Bernward bewundern. Niemand würde bemerken, daß die Urkunde mit der Unterschrift Ludwigs des Frommen gefälscht und in mühseliger Arbeit hier im Kloster Hersfeld geschrieben wurde. Allein das Siegel des Herrschers war schon ein kleines Kunstwerk. Wie viele Stunden mochte Bruder Bernward wohl benötigt haben, bis es vom Original nicht mehr zu unterscheiden war? Jedoch diese Mühe hatte sich gelohnt. Durch die gefälschte Urkunde konnte das Kloster seinen Besitz um drei Kirchen mit den zugehörigen Siedlungen erweitern und die Bewohner zwingen, getreulich den zehnten Teil des Ertrages ihrer Felder den Mönchen abzuliefern.

Jetzt war es soweit, daß er seinem Verzeichnis die 18 Burgen anfügen konnte, durch die es Kaiser Karl letztlich möglich war, die Kämpfe mit den Sachsen und den Slawen an der Saale und an der mittleren Elbe für sich zu entscheiden. Fein säuberlich, mit den steilen Schriftzügen, die er im Kloster gelernt hatte, schrieb er: „Altstedt, Niumburc, Liudina, Seoburc“ (Allstedt, Beyer-naumburg, Lettin, Seeburg).

Für die heutigen Kenntnisse um frühmittelalterliche Burgen ist die Arbeit der Mönche im Kloster Hersfeld von großer Bedeutung. Sie liefert eine gesicherte Dokumentation, wie die karolingischen Herrscher auf dem heutigen Territorium der DDR Burgenpolitik betrieben haben. 13 Burgen des Hersfelder Zehntverzeichnisses wurden wieder aufgefunden. Ihre alten Wälle sind teil-

Ringburg vor der Jahrtausendwende



Burgen
des Hersfelder
Zehnt-
verzeichnisses

Saale

Unstrut

weise noch gut erkennbar. Im Abstand von etwa fünf Kilometern waren diese Burgen entlang der Saale auf dem Westufer zwischen Halle bis zur Mündung der Unstrut wie auf einer Kette aufgereiht. Eine zweite Burgenkette war im Hinterland mit den Befestigungen in Burgscheidungen, Querfurt, Schraplau bis zur Seeburg am Süßen See, angeordnet. Auch dort wurde wieder die gleiche Mindestentfernung der Wehranlagen eingehalten.

Die karolingischen Befestigungen waren Weiterentwicklungen der Fluchtburgen der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit. Diese vor- und frühgeschichtlichen Burgen – auch Volksburgen genannt – wurden von einem Herrscher nicht ständig bewohnt und nicht von einer festen Besatzung verteidigt. Es handelte sich um großflächig angelegte Ringumwallungen, die zusätzlich durch Gräben und Palisaden geschützt wurden. Im Innenraum standen nur wenige Häuser. Ihre eigentliche Aufgabe hatten die Burgen in Kriegszeiten zu erfüllen. Dann erst floh die Bevölkerung des umliegenden Gebietes mit ihren Tieren und Habseligkeiten in den Bering.

Die im Hersfelder Zehntverzeichnis erfaßten Burgen waren geschickt dem Gelände angepaßt. Auf einem Bergausläufer, meist an drei Seiten steil abfallend, nutzten die Erbauer den natürlichen Schutz. Verteidigungsbauten der Burg konzentrierten sich vorwiegend auf der Seite, von der ein Feind angreifen konnte. Dort befanden sich Vorwälle und Grabensysteme. Auch bei den im 8. und 9. Jahrhundert erbauten Burgen bestimmte der mächtige Ringwall die Verteidigungsfähig-

keit. Der Wall war teilweise noch wie bei den Volksburgen mit einer festigkeitsgebenden Holzkonstruktion erbaut. Steine und Erde füllten die Hohlräume und gaben zusätzlich Halt. Vereinzelt entstanden auch schon Mauern aus Mörtel und Stein.

Wieder war es ein Mönch, diesmal aus dem Kloster Corvey an der Weser, dessen Schriften einen Einblick in die Rechtsverhältnisse in Deutschland zum Ende des ersten Jahrtausends ermöglichen. Allein in den Klöstern gab es zu dieser Zeit Voraussetzungen für eine Geschichtsschreibung. Lesen und Schreiben war dem geistlichen Stand vorbehalten. Ängstlich achtete die Kirche darauf, dieses Vorrecht nur für sich zu nutzen. 976 beendete der Mönch Widukind in Corvey seine Geschichtsschreibung über die sächsischen Könige aus dem Geschlecht der Ludolfinger. Dort ist zu lesen, wie Heinrich I. Burgpolitik in großem Maßstab betrieb. Während der Kämpfe mit den Ungarn und den Slawen hatte er den Wert guter Befestigungen erkannt. Mit seiner Burgenordnung wollte er die nach dem Osten gerichtete Machtpolitik absichern. So schrieb Widukind: „König Heinrich hatte von den Ungarn für neun Jahre Frieden erlangt und wachte nun mit äußerster Klugheit über die Befestigung des Landes und die Unterwerfung der barbarischen Völker. Zunächst wählte er aus Bauernkriegern jeden neunten aus und ließ ihn in Burgen wohnen, damit er den anderen acht Wohnungen erbaue, den dritten Teil aller Feldfrüchte empfangen und aufbewahre. Die übrigen acht aber sollten säen und ernten, die Früchte sammeln für den neunten und an ihrem Orte aufspeichern. Alle Gerichts-

tage, Zusammenkünfte und Feste sollten auf seinen Befehl in den Burgen abgehalten werden, an deren Erbauung man Tag und Nacht arbeitete. So sollten sie im Frieden lernen, was sie im Falle der Not gegen die Feinde zu tun hätten. Außerhalb der Burgen aber gab es wertlose oder gar keine festen Gebäude.“

Mit diesem Erlaß erreichte der König unter Einbeziehung älterer slawischer Volksburgen einen Ausbau des karolingischen Burgensystems. Er schuf eine neue Befestigungszone entlang der Elblinie. Etwa 150 Burgen wurden auf dem heutigen Gebiet der DDR dabei erbaut oder weiter befestigt. Von einem anderen kirchlichen Geschichtsschreiber dieser Zeit, dem Bischof Thietmar von Merseburg, sind die Namen der Burgen bekannt, die im Elbegebiet südlich des Flämings den Schutz des Reiches übernehmen sollten. Die von Heinrich erbaute Wehranlage auf dem Burgberg von Meißen war wohl der am weitesten nach Osten vorgeschobene Stützpunkt im Burgensystem der sächsischen Könige.

Die Burgenordnung hatte aber nicht nur militärische Bedeutung. Sie sollte das Gemeinschaftsleben im Volk fördern und ständige Wohnsiedlungen herausbilden. Wohl nicht zu Unrecht ging deshalb Heinrich I. mit dem Beinamen „Der Städtegründer“ in die Geschichte ein. Etwa ein Drittel dieser Landesburgen, so wurden die Wehranlagen der sächsischen Herrscher genannt, bildeten die Keimzelle für die spätere Städteentwicklung. Städte wie Meißen, Bernburg und Zeitz wurden um solche Landesburgen herum erbaut.

Die Landesburgen stellten einen Übergang zwischen

den Volksburgen und den Feudalburgen dar. Während die Volksburg zum Schutz der Volksmassen von diesen errichtet und nur in Notzeiten als Fluchtburg genutzt wurde, war die Feudalburg der ständige befestigte Wohnsitz eines Feudalherren. In den Landesburgen wohnten, wie in der Burgenordnung zu lesen ist, die Beauftragten des Königs, um im Falle der Gefahr die Nutzung durch eine größere Menschenmenge zu gewährleisten. Meist bestand die Anlage aus einer Hauptburg, einer großen Vorburg und weiteren vorgelagerten Verteidigungsgebieten. Während sich in der Hauptburg die Wohnbauten befanden, waren die anderen Burgteile zur Aufnahme der Bevölkerung und größerer Einheiten wehrfähiger Männer vorgesehen.

Im frühen Mittelalter gab es noch keine Orte, von denen aus der König ständig die Regierungsgeschäfte führte. Durch persönliche Anwesenheit verkörperte der Herrscher seine Macht im Lande. Er sprach, umherziehend, Recht und ernährte sich vom Ertrag seiner im Reich verstreuten Landgüter. Dabei bevorzugte er für die politischen Handlungen bestimmte Orte, die seinem Repräsentationsbedürfnis genügten, ihm ausreichend Schutz boten und wo auch die naturalwirtschaftliche Basis vorhanden war. Im Harzgebiet gibt die Pfalz Tilleda ein hervorragendes Beispiel einer solchen Wehranlage aus der Zeit der sächsischen Könige. Während der zwanzig Jahre dauernden Ausgrabungen legten die Archäologen bis 1978 die noch vorhandenen Mauerreste frei.

Auf einem Bergsporn angeordnet, wurde an drei Seiten der Steilabfall des Geländes als natürliche Verteidigung

genutzt. Ein Wall trennte die Innenburg so vom Berg-
rücken, daß für die Pfalzbauten eine Fläche von
65 Meter mal 90 Meter zur Verfügung stand. Um den
Innenhof waren das Palatium – der Wohnbau des
Königs –, die Kirche und die Reichshalle angeordnet. In
diesem 9 Meter mal 20 Meter großen Raum befanden
sich Heizungskanäle, die vor eintausend Jahren die
Versorgung mit Warmluft gesichert haben. In der Vor-
burg herrschte sicher ein reges Leben; von etwa
30 Häusern konnten die Fundamente ausgegraben
werden. Eine Weberei, Blechbearbeitungswerkstätten
und Handwerksbetriebe für die Verarbeitung der täglich
benötigten Nahrungsmittel erfüllten die Ansprüche des
Königs und seines Hofes.

Die Burg – ein ewiger Bauplatz

Wie sah eine heute verfallene Burg früher aus, als noch
Ritter und Knappen in ihr wohnten und blutige Fehden
um die Mauern tobten?

Wissenschaftler und Heimatforscher haben die Reste
verfallener Mauern nachgezeichnet und zu ergänzen
versucht. Sie ließen mit ihren Zeichnungen Turm-
stümpfe wieder in machtgebietender Höhe entstehen
und vervollständigten die nur noch in den Fundamen-
ten erhaltenen Gebäude bis zum Dach. Gibt es eine
Möglichkeit, diese Vorstellungen vom ehemaligen
Aussehen einer Burg zu überprüfen und sie mit der
Realität zu vergleichen?

Um diese Frage zu beantworten, ist in den mittelalter-
lichen Handschriften zu blättern. Die damals meist in
Latein verfaßten Bücher waren mit prächtigen, von

Hand gefertigten Verzierungen und Zeichnungen geschmückt. Ein Beispiel ist die reich mit Bildern versehene Handschrift des Sachsenspiegels. Diese älteste, auch in die deutsche Sprache übersetzte Rechtsvorschrift, wurde Anfang des 13. Jahrhunderts niedergeschrieben. Sie zeigt in vielen Darstellungen Einzelheiten der Burg um diese Zeit. Leider konnte eine frühe Abschrift, ein farbig illustriertes Werk, nach dem Bombenterror auf Dresden nur noch als ein vom Wasser zerstörter Papierklumpen geborgen werden. Erhalten ist ein Nachdruck, auf dem Waffen, Kleidung und Bauten dieser Zeit überliefert sind.

Viele Schriften des Mittelalters und illustrierte Berichte über die Kriege und Kämpfe dieser Zeit enthalten Bilder von den Belagerungen der Burgen und Städte. Dadurch sind Kriegsgeräte sowie Einzelheiten der Wehrbauten bekannt. Wie bei der höfischen Dichtung sind auch die Zeichnungen nicht frei von Idealvorstellungen. Wunschbilder verwischten oft die Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit. Bei all diesen alten Zeichnungen fällt auf, daß die Perspektive noch nicht berücksichtigt wird. Die Bauwerke erscheinen uns häufig ungelenkt und unproportioniert zu den Personen dargestellt.

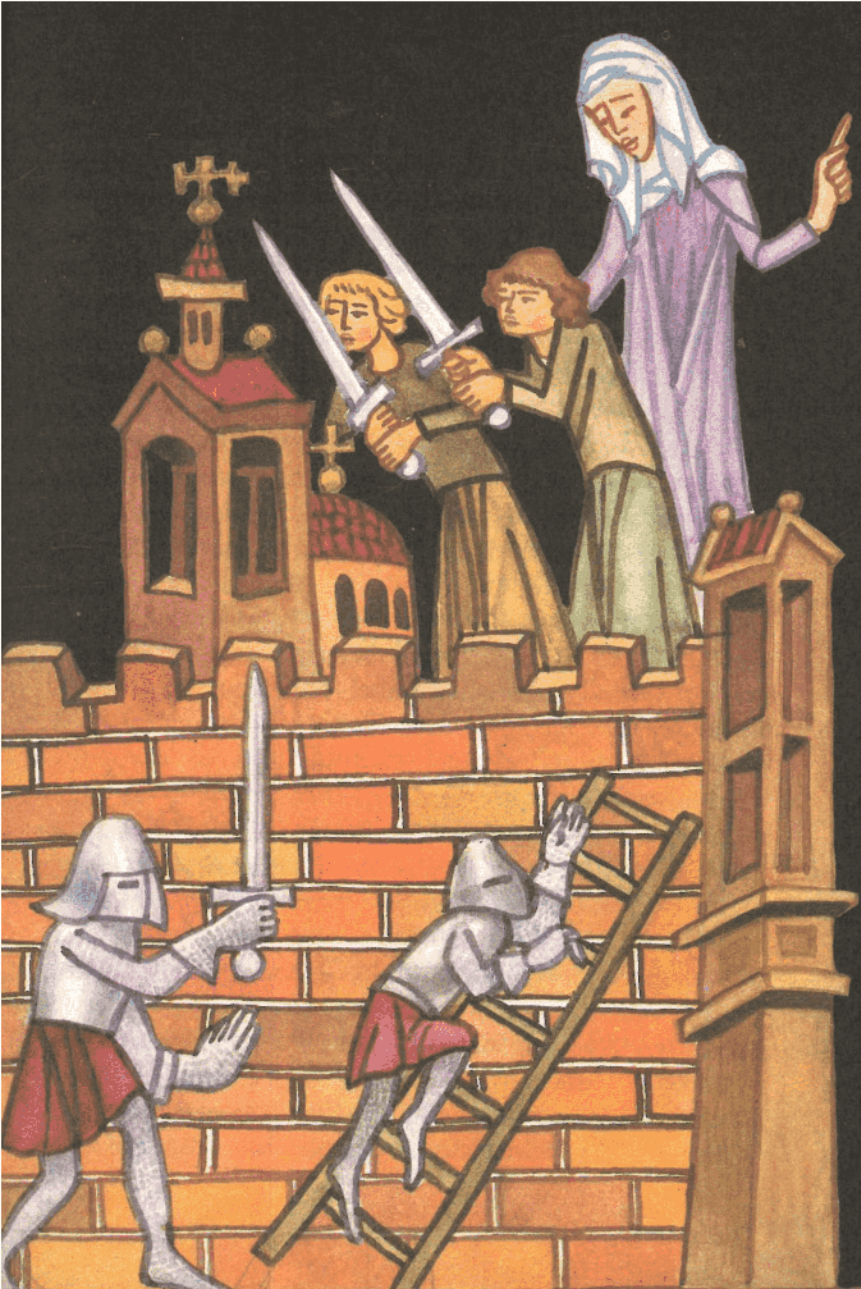
Noch vor dem Dreißigjährigen Krieg brachte Wilhelm Dilich Licht in das Dunkel des Aussehens vieler Burgen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geboren, kam er 1624 als Oberlandbaumeister an den sächsischen Hof. Er erhielt den königlichen Befehl, für den Neubau des Riesensaales im Schloß zu Dresden „über dem Hauptsims die Contrafakturen [Bilder] der vor-

nehmsten Städte des Landes Meißen und des Kurkreises, eine jede nach ihrer Qualität mit einem gebührlchen Emblemate [Sinnbild] condecoriret [ausgeschmückt] anzubringen“. So sind sie heute noch überliefert, die feinen Federzeichnungen, auf denen hoch über dem Dächermeer der Stadt die Feudalburg thront. Wirklichkeitsgetreu wurden die Formen wiedergegeben, wie sie vor 350 Jahren vorhanden waren.

Seit dem 18. Jahrhundert schwoll die Flut der Kupfer- und Stahlstiche von Burgen, Schlössern, Festungswerken und Stadtansichten an. Nur bedingt geben diese Graphiken das alte Bild der Burg wieder. Inzwischen ging die Burgenbauzeit zu Ende. Viele von ihnen hatten sich auf vielfältige Weise zu Schlössern gewandelt. Nur bei gründlicher Kenntniss der Baugeschichte und nach intensivem Studium von Bauakten können jene Wiedergaben die Kenntnisse um die Burgen vervollständigen.

Gelänge es, durch eine Burg einen Längsschnitt zu legen, wäre ihr Wachstumsprozeß deutlich zu erkennen. Stammten die Fundamente und Gewölbe häufig noch aus romanischer Zeit, kamen die Aufbauten oft aus den verschiedenen Epochen der Gotik, bis schließlich das Gebäude mit einem Renaissancegiebel endete. Überschichtung hat man treffend diesen Jahrhunderte währenden Prozeß des Entstehens genannt. Eroberungen mit nachfolgenden Zerstörungen, Brände, Verwitterung haben die Burg zum ewigen Bauplatz gemacht. Dazu kam die Notwendigkeit, ständig die Wehr-

Burgdarstellung nach dem „Sachsenspiegel“



bauten den Veränderungen in der Waffentechnik anzupassen.

Bei diesem Wachsen der Burg kam es zu merkwürdigen Erscheinungen. Im Müglitztal bei Dresden beispielsweise steht die alte Burg Weesenstein. Ihre ältesten Teile entstanden in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts auf der höchsten Stelle eines steilen Glimmerschieferfelsens. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wurde ständig an der Burg gebaut. Da der Felskegel eine Gebäudeerweiterung nur nach unten zuließ, entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte eine achtgeschossige Baueinheit. Am Ende befanden sich im Erdgeschoß die neuen Schloßräume, im dritten Stockwerk die Pferdeställe und weitere zwei Geschosse höher die Keller.

Burgen hatten als militärische Bauwerke in der Politik des Herrschers eine genau bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Häufig waren die Zeiten recht kurz bemessen, in denen eine Grenze strategisch abgesichert oder an einer Heerstraße der militärische Schutz für Truppenzüge erstellt werden mußte. Schnell wurde es notwendig, ein erobertes Land militärisch zu besetzen und mit einem Netz von Burgen zu überziehen. Der Zeitdruck und die begrenzt zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte, manchmal auch die Schwierigkeiten bei der Beschaffung des Baumaterials, haben im Burgenbau oft nur das Nötigste entstehen lassen.

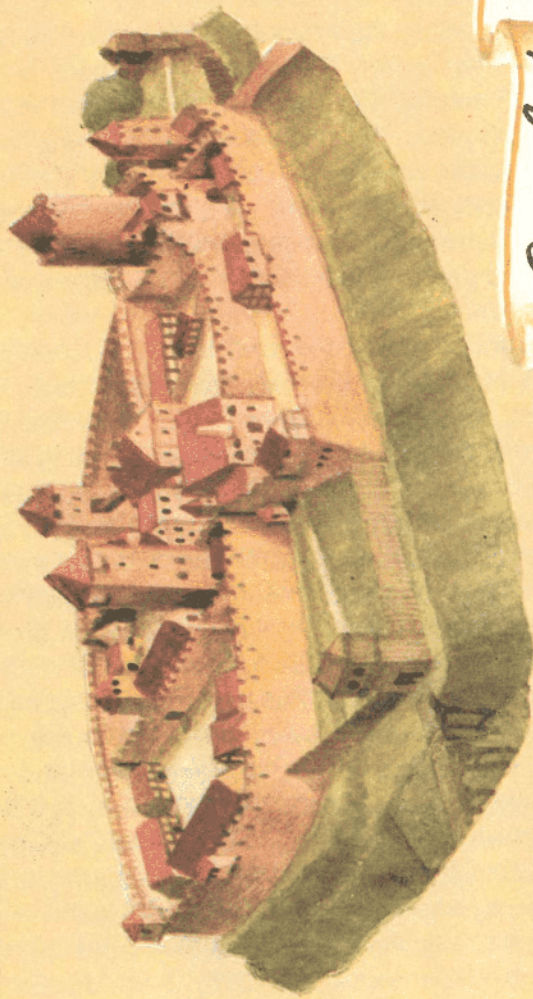
Vor allem in eroberten Gebieten entstanden, teilweise noch unter Feindeinwirkungen, recht einfache Wehranlagen. Alle aufwendigen Verteidigungsbauten entfielen. Fehlte der natürliche Schutz durch Berge oder

Wasser, wurde ein ringförmiger Graben ausgehoben. Die aufgeworfene Erde diente nicht dem Wallbau, sondern bot dem Turm innerhalb des Berings einen erhöhten Standort. Nur fünf bis acht Meter, bei großen Anlagen selten mehr als 25 Meter, benötigten diese einfachen Turmburgen im Durchmesser an Platz. Die Hauptbefestigung, oft das einzige Bauwerk, war der meist aus Holz errichtete Turm. In den ehemaligen Grenzgebieten, im Vogtland und im Erzgebirge, sind solche einfachen Bühle oder Motten, wie sie in der Fachsprache genannt werden, in einer Vielzahl errichtet worden.

Der Herzogin von Bayeux und der Eroberungssucht ihres Mannes ist es zu verdanken, daß heute genau bekannt ist, wie vor 900 Jahren solch eine Motte aussah. Als ihr Mann, Wilhelm der Eroberer, mit Waffengewalt 1066 England besetzte, ließ sie ihm als Geschenk einen 70 Meter langen Leinwandstreifen besticken. Der Wandteppich zeigt die Normannen bei der Vorbereitung ihrer Schlacht bis zum Sieg bei Hastings. Deutlich sind die verschiedenen Turmkonstruktionen zu erkennen, die auf künstlichen Erdhügeln stehen. Teilweise verstecken sie sich hinter Palisaden. Der Zugang kann schnell versperrt werden, wenn die lange Verbindungsbrücke bei Feindannäherung abgebrochen wird.

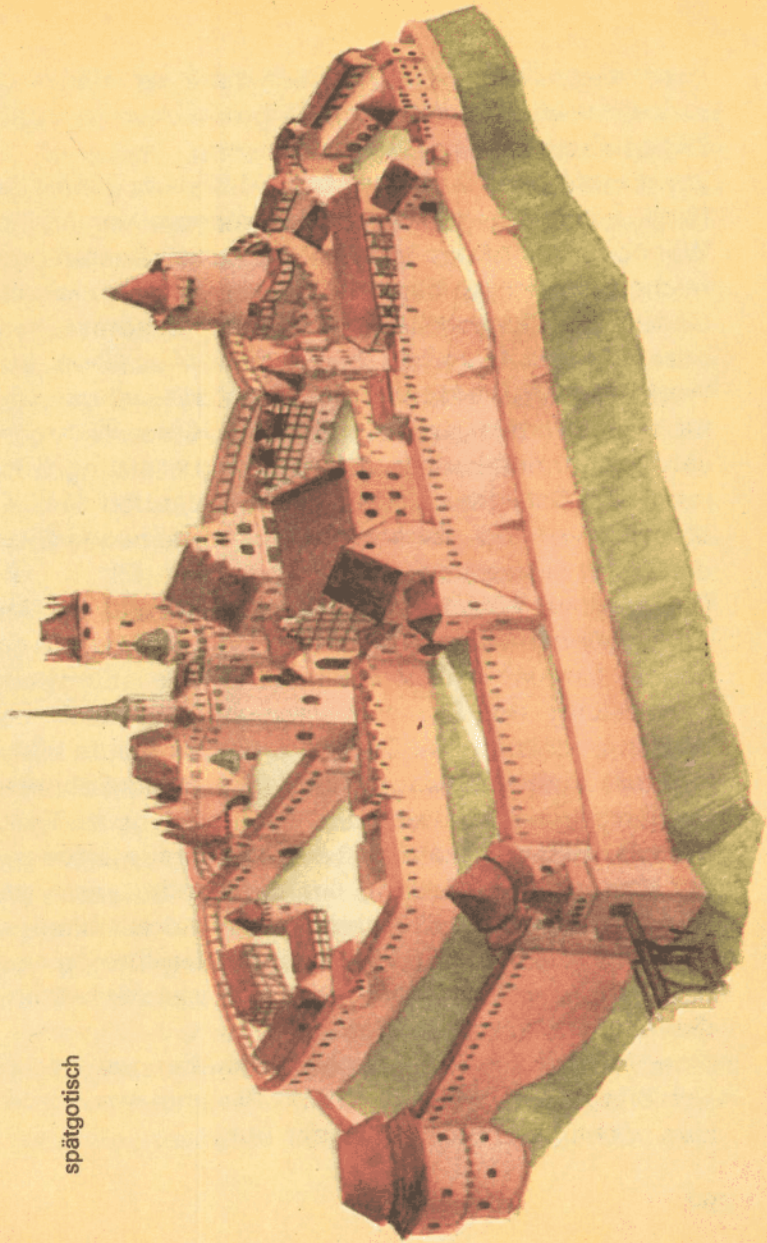
Am Beispiel der Burg Querfurt ist zu sehen, daß bei den karolingischen und ottonischen Bauten die Mauer noch nicht von Zinnen begrenzt war. Vorwiegend als passives Verteidigungswerk stand sie dem Feind entgegen. Der „Burgus“, ein mächtiger rechteckiger Wohnturm, war wohl das Kernstück der Burg. Er bildete mit der

Bauelemente der Burg Querfurt
romanisch



Querfurt

spätgotisch



Kapelle, einem im Mittelalter aus der Burg nicht wegzudenkenden Bauwerk, eine Einheit. Schon in früher Zeit schützte ein Torhaus den Eingang.

Zur romanischen Burg des 11. Jahrhunderts gehört der Palas, ein reich mit Schmuckelementen versehener Wohnbau. Allerdings konnten nur Landesfürsten oder reiche Edle sich so einen Repräsentationsbau leisten. Gewaltige, dickwandige Türme mit quadratischem oder rundem Grundriß bestimmten Aussehen und Wehrfähigkeit. Die Mauer wurde verstärkt und war ganz für aktive Verteidigung eingerichtet. Hinter Wehrgängen und Zinnen konnte sich die Burgbesatzung während des Gefechtes verbergen sowie durch Schießscharten und aus der Mauerflucht vorstehende Erker den Feind bekämpfen.

Der Wettlauf zwischen dem Burgenbau und der Angriffswaffenentwicklung war im 11. Jahrhundert in ein neues Stadium getreten. Es setzte eine stürmische Entwicklung der Eisenhüttentechnik und auch der Waffenproduktion ein. Die neu erbauten Städte bildeten gute Voraussetzungen für Handwerk und Handel. Das Berg- und Hüttenwesen arbeitete nach neuen Technologien und erhöhte seine Leistung. Voraussetzungen für eine bessere Nutzung der Werkstoffe waren geschaffen. Plattner und Sarwürker erfanden wirkungsvollere Rüstungen für die Krieger. Gleichzeitig verbesserten aber auch die Bogner die Zielsicherheit und die Reichweite ihrer Waffen.

Eine Verstärkung der einfachen Wehranlagen machte sich dringend erforderlich. Starke Ringmauern wurden zum wichtigsten Bestandteil der Burg.

Entwicklungsstapen steinerner Feudalburgen

Periode	Zeit	Waffentechnik	Baustil
1	Jahrtausend- wende bis Ende der Kreuzzüge	Vorwiegend Pfeil und Bogen als Schußwaffe	Romanik
2	Beginn 13. Jahr- hundert bis 2. Hälfte 15. Jahrhundert	Armbrust ist bevorzugte Schußwaffe	Gotik
3	15. Jahrhundert bis Mitte 16. Jahrhundert	Zunehmende Verbreitung der Feuerwaffen	Gotik/ Renaissance

Die meisten Schußwaffen vor der Erfindung der Feuerwaffen nutzten die Wirkung der Schwerkraft. Je höher der Standort des Schützen, desto größer war ihre Wirkung. Das galt sowohl für die Bogenwaffen als auch für den Steinwurf. Damit stieg der Wert des Turmes für die Verteidigung. Er wurde nun zur Verstärkung direkt in das Mauersystem eingeordnet. Eine wichtige Aufgabe erhielt er zur Deckung der schwächsten Stelle des Beringes, zur Verstärkung des Tores. Im Laufe der Zeit bildeten sich ganze Toranlagen heraus, kleine, für sich verteidigungsfähige Burgen.

Zur Zeit der Gotik wurden der Burg häufig weitere Verteidigungswerke zugefügt. Die Mauern dehnten sich aus. Sie waren nacheinander angeordnet, so daß begrenzte Verteidigungszonen entstanden – die sogenannten Zwinger. Dort sollte ein Feind auf engstem Raum vernichtet werden. Alle Wehrelemente waren für diese Aufgabe vorgesehen. Um die Burg laufende Gräben versperrten den Zugang zur Mauer. Nur eine Zugbrücke gewährte dem Freund Einlaß. Die Türme, vor allem der Zentralturm der Burg, der Bergfried, wurden aufgestockt. Türme mit Wehrgängen und Gußkern vervollständigten die Toranlage. Die Wohnbauten zeigten sich geräumiger und erfüllten jetzt mit größeren Fenstern und verbesserten Heizungsanlagen eher die Wohnbedürfnisse der Burgbewohner.

Im späten Mittelalter verbreiteten sich die Feuerwaffen. Mit dem Einsatz der Artillerie begann die letzte Etappe des Burgenbaus. Noch einmal sollten verstärkte Mauern, mächtige, in die Ringmauer eingesetzte Geschützrondelle und gewaltige Türme dem Ansturm der neuen Waffen trotzen. Die sozialen Veränderungen im Feudalsystem, der Verfall des Ritterwesens und der gesellschaftliche Fortschritt in den Städten, waren nicht mehr aufzuhalten. Dem Ritteradel fehlte es an den nötigen Mitteln, weitere kostspielige Umbauten vornehmen zu lassen. Es lockten auch die Städte, wo das neue Geldgeschäft ein bequemeres Leben versprach. Viele in unwegsamem Gelände liegende Burgen verfielen, weil es für den Feudalherrn angenehmer war, einen Gutshof inmitten seiner Ländereien zu beziehen. Rittergüter wurden zur künftigen Wohnform des Jun-

kertums. Die Sterbestunde für den Burgenbau war gekommen.

Die Doppelaufgabe aus Wehr- und Wohnfunktion hatte die Feudalburg über mehrere Jahrhunderte erfüllt. Nun bot das Schloß bessere Voraussetzungen für die großzügige Anordnung der Räume, für die repräsentative äußere Gestaltung und für das luxuriöse Leben des Adels. Den modernen Waffen konnten ohnehin nur noch Festungen, ausschließlich militärische Zweckbauten, Widerstand leisten.

Wie groß war die Baustelle?

Wie baute man mit primitiven Werkzeugen, ohne Straßen, Lastkraftwagen und Kräne die vielen Burgen im Mittelalter? Wie gelang es, die schwere körperliche Arbeit aus den Menschen herauszupressen? Allein zur Vorbereitung des Bauplatzes der Burg Kyffhausen mußten zum Aushub der Gräben und zur Gewinnung der nötigen Steine so viel Baustoffe und Erde transportiert werden, daß damit ein Riesenwürfel von 44 Meter Kantenlänge hätte gefüllt werden können. In diesem Würfel fänden heute beispielsweise zwei bis drei fünfzehngeschossige Hochhäuser Platz. 51 000 Kubikmeter Naturstein mußten von Steinmetzen zugerichtet und anschließend vermauert werden. 5 000 Kubikmeter Holz waren im Wald zu schlagen, zu transportieren und zu bearbeiten. Diese Riesenarbeit wurde in einer Bauzeit von sechseinhalb Jahren von 1 000 Arbeitern geleistet. Sie arbeiteten täglich 12 Stunden ohne Unterstützung durch Maschinen.

Schon im frühen Mittelalter mußte der Arbeitseinsatz

der Untertanen, der fronpflichtigen Bauern, organisiert werden. Bei den immer komplizierteren Bauten war es außerdem nötig, Menschen mit speziellen handwerklichen Kenntnissen wie Maurer, Steinmetzen und Zimmerleute einzusetzen. Die einheitliche Planung des umfangreichen Baus erforderte die schöpferische Hand eines Baumeisters. Daß solche Tätigkeit nicht nur mit Ehren, sondern auch mit Gefahren verbunden war, beweist die Geschichte des berühmten Baumeisters Lanfred. Er hatte seinem Herrn, dem Grafen Radulf von Bayeux, die festen Burgen an der Seine in Frankreich gebaut. Nun kannte er natürlich die verwundbarsten Stellen der Burg und alle Pläne der Verteidigung. Das war sein Verderb. Um diese Geheimnisse nicht an die Feinde des Grafen verraten zu können, ließ ihn 1010 die Frau des Grafen kurzerhand hinrichten.

Auch aus der Zeit Kaiser Heinrichs IV. ist bekannt, daß er den Bau seiner Reichsburg im Harzgebiet einem Baumeister übertrug. Nachdem Benno von Osnabrück durch Fälschungen von Urkunden, die seinem Bistum reiche Einkünfte sicherten, sein kaufmännisches Talent hinreichend bewiesen hatte, wurde er an den Hof in dieses Amt berufen. Er konnte nun die Erfahrungen seiner Pilgerfahrten in das Heilige Land und die reichen Kenntnisse alter Wehrbauten nutzen. Benno von Osnabrück zeichnete sich aber auch als Leuteschinder beim Burgenbau aus. Sein Chronist bescheinigte ihm, daß er „ein wohlbewanderter Leiter der Stein- und Mauerarbeiten“ war, aber auch, „daß er die Bauern oft durch Schläge zur Zahlung ihrer schuldigen Leistungen zwang“.

Seit dem 13. Jahrhundert organisierten dann Bauhütten alle Arbeiten auf der Baustelle. Sie garantierten für die Sicherheit der Baukonstruktionen, für die ordnungsgemäße Abrechnung der Bauleistungen und für den zügigen Bauablauf.

Bemerkenswert ist, daß in den Hüttenordnungen Bauzeichnungen nie erwähnt wurden. Mit „Visierungen“, plastischen Modellen, wurde dem Bauherrn und den Werkleuten die Idee des Baumeisters übermittelt. Sollte wirklich der hohe Preis des Pergaments, das zu jener Zeit als Schriftträger verwendet wurde, der Grund für diese Lösung gewesen sein? Vielleicht war die räumliche Darstellung eines Modells nötig, weil kaum jemand lesen konnte und demzufolge die Arbeit mit einer technischen Zeichnung nicht bewältigt hätte?

„Bellifortis“ – ein Buch der Kriegskunst

Vier Jahre saß er nun schon in der armseligen Bauernkate im Böhmischen. Oft haderte er mit seinem Schicksal und mit der Ungerechtigkeit in der Welt. Voller Eifer für den Kampf des Christentums war er dem Ruf von Papst Bonifaz IX. gefolgt, hatte seinen Dienst beim Herzog Stephan III. von Bayern-Ingolstadt aufgegeben und freiwillig auf weitere Reisen in fremde Länder verzichtet. Vielleicht würde er das sonnige Italien mit seinen berühmten Wehrbauten nie wiedersehen. 1396 war er mit Rittern aus allen Landen Europas an die Donau gezogen, galt es doch, der türkischen Gefahr entschlossen entgegenzutreten. Mit Bitterkeit mußte er immer wieder an das Ehrengericht nach der Schlacht bei Nikopolis denken. An die ungeheuerlichen Vor-

würfe, schuld an der Niederlage des Christenheeres zu haben. Der Feigheit vor dem Feind wurde er bezichtigt, er, Conrad Kyeser!

Wenige Stunden gab es aber auch, wo Conrad Kyeser die Vorteile seiner Verbannung erkannte. Wo er die Ruhe schätzte, die ihm das abgelegene Dorf für sein großes Werk in so ausreichendem Maße bot. Auf über 100 Folioblättern hatte er bereits die Kriegsgeräte und die Burgen dargestellt und beschrieben, die er auf seinen vielen Reisen kennengelernt hatte.

Befriedigt betrachtete er das Blatt mit der eben fertiggestellten Gipfelburg. Noch einmal überprüfte er alle baulichen Bestandteile. Zuerst die Ringmauer, die alle Burggebäude umschloß. Über einen umlaufenden Wehrgang wurde die Verteidigung nach allen Richtungen hin möglich. Zinnen am Mauerkopf sollten der Besatzung die nötige Deckung gegen den Feind geben. An gefährdeten Stellen waren in den Bering Mauertürme eingebaut. Gebietend ragte der Bergfried, das höchste Bauwerk der Burg, empor. In mehreren übereinanderliegenden Ebenen schafften Schießscharten und ein vorkragender Wehrgang ausgezeichnete Kampfbedingungen für die Besatzung. Das Tor wurde durch einen gesonderten Wehrgang geschützt. Damit konnte das gesamte Torvorfeld überwacht werden. Zu einer vollständigen Burganlage gehörten aber auch die Wohnbauten. In erster Linie war es der große Palas, der sich schutzbedürftig an den Bergfried anlehnte. Die Kapelle hatte Conrad Kyeser über dem Burgeingang angeordnet. Als geweihtes Gebäude sollte sie der verwundbarsten Stelle der Burg über-

irdischen Schutz bieten. Die Küchen- und Wirtschaftsgebäude ließ er bescheiden hinter dem Palas zurücktreten.

Kyeser war mit sich zufrieden. Die Unangreifbarkeit der Burg hatte er durch das Gelände gut dargestellt. Der abschüssige Fels garantierte, daß kein Feind bis zum Fuß der Mauer vordringen konnte. Vorsichtig schloß er die große Folio-mappe. „Bellifortis“ prangte darauf in kunstvollen Lettern. Wie dieser Titel besagt, sollte sein Buch die Kriegstaten, den Kriegsmut rühmen.

Sicher habt ihr längst erkannt, daß die eben beschriebene Gipfelburg aus Conrad Kyesers „Bellifortis“ für die Einbandgestaltung dieses Buches ausgewählt wurde.

Für Reich, Ritter und Kirche

Im 13. und 14. Jahrhundert nahmen die Burgneubauten in Deutschland in einem bisher nicht gekannten Maße zu. Jeder Ritter, die vielen Territorialfürsten, ja sogar die Kirche wurde zum Burgherren. Jeder versuchte, seinen Feudalbesitz auf diese Weise zu sichern. Die Zeiten waren vorüber, wo die Burgenpolitik zum Regierungsprogramm des Königs gehörte. Bei den Tausenden Burgen, die zwischen Weser und Oder wie Pilze aus der Erde schossen, glich im Grundriß und in der Gesamtgestalt keine der anderen. Planungsprinzip war nur die Zweckmäßigkeit. Jeder Bau verfolgte das Ziel, unter geschickter Nutzung des Geländes Lösungen zu finden, mit denen Angriffe sicher abgewehrt werden konnten. Seit Burgenforscher in die Geheimnisse des Bauorganismus und in die Baugeschichte der Burgen ein-

drangen, bemühten sie sich um eine Ordnung. Sie bemühten sich, gemeinsame Merkmale bei der Vielzahl der Grundrisse zu finden. Sie suchten hinter Gesetzmäßigkeiten der unterschiedlichsten Gebäudeanordnungen im Burgbering zu kommen. Resignierend stellte der Altmeister der Burgenkunde, Otto Piper, vor fast 100 Jahren fest, daß in der Regellosigkeit die eigentliche Gesetzmäßigkeit im Burgenbau liegt. Aber nach weiteren Forschungen erkannte man, daß der Burgenbau sich in engem Zusammenhang mit der Entwicklung der Waffentechnik veränderte.

Verschiedene Ordnungsprinzipien ließen sich ableiten. Man unterschied nach der Lage im Gelände, nach auf Bodenerhebungen angeordneten Burgen oder im flachen Gelände errichteten Anlagen. Auch wurde der Bauherr für eine systematische Einordnung herangezogen. So gab es Reichsburgen, Dynastienburgen, Ritterburgen, Klosterburgen, Ordensburgen und Volksburgen.

Als brauchbares Hilfsmittel für die Systematisierung erwiesen sich auch der Grundriß und die Anordnung der Wehr- und Wohnbauten im Bering. Einmal waren die Bauelemente in einem rechteckigen Grundriß als Fortsetzung altorientalischer und antiker Bautraditionen angeordnet. Dann gab es den unregelmäßigen oder der Kreisform angenäherten Burgengrundriß, der bedingungslos die Anpassung an die Vorteile des Geländes sicherte. Dabei wurden Erfahrungen des karolingischen und sächsischen Burgenbaus genutzt. Meist wird heute unterschieden:

1. Ringburgen

Keine Seite der Burg war durch das Gelände bevorteilt. Die Wehreinrichtungen verteilten sich demzufolge gleichmäßig. Bei den *Ringmauerburgen* nahm die um die gesamte Anlage gezogene Mauer die wichtigste Verteidigungsposition ein. Wurde die Mauer durch Wohnbauten unterbrochen oder bildeten gar die wehrhaften Gebäude ausschließlich den Burgbering, so heißt dieser Burgtyp *Ringhausburg*. Die *Turmburg* ergänzte die Mauerverteidigung durch die Verteidigung von einem Turm herab. Dabei bestimmte meist ein Bergfried mit seiner zentralen Stellung das Aussehen und den Verteidigungswert der Burg. Bei langgestreckten Burgplätzen konnte es notwendig sein, die Verteidigung über zwei Bergfriede sicherzustellen.

2. Abschnittsburgen

Die Natur schützte mehrere Seiten der Burg durch Steilhänge oder durch einen Flußlauf. Einem Feind blieb meist nur eine Richtung offen, über die er seine Angriffe vortragen konnte. Dieser Angriffsseite wurden die wichtigsten Verteidigungsbauten entgegengestellt. Bei der *Frontturmburg* war das ein in Mauernähe angeordneter Bergfried und bei der *Schildmauerburg* eine hohe Abschnittsmauer, die als selbständiger Verteidigungsbau allen anderen Burgbauten Deckung und Schutz bot.

3. Kastelle

Sie kennzeichnete ein rechteckiger Grundriß. Bei den *Mauerkastellen* standen die Burggebäude frei hinter

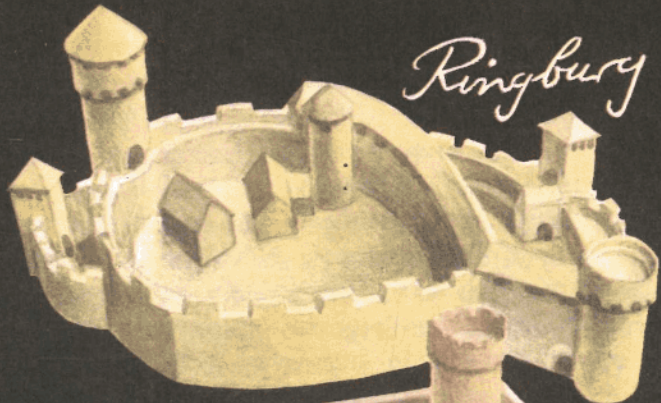
der Mauer. Waren Burggebäude und Türme im Wechsel mit der Mauer angeordnet oder ersetzten sie diese ganz, nennt man diesen Burgtyp *Randhauskastell*.

Diese Grobgliederung kann beliebig unterteilt werden. Oft sind auch Übergangslösungen anzutreffen. Dann fällt eine eindeutige Zuordnung zu einem Grundtyp schwer.

In den Kriegen der deutschen Kaiser und Könige wurde den Burgen eine bedeutende Aufgabe zur Sicherung des eroberten Landes und zur Festigung des mittelalterlichen Feudalstaates übertragen. Als *Reichsburgen* übernahmen sie strategische Funktionen bei der ständigen Vorverlegung der Grenzen nach dem Osten, aber auch bei der Durchsetzung der staatlichen Macht innerhalb des Reiches.

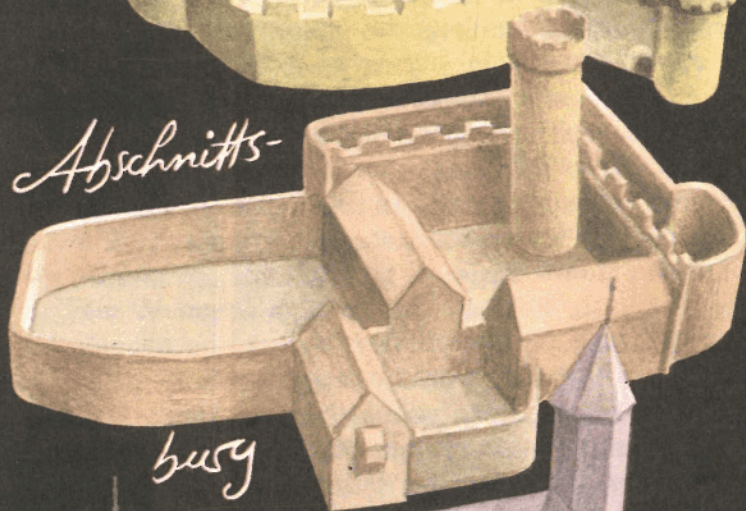
Mit dem Tod Heinrichs IV. begann das einheitliche Staatsgebilde zu zerfallen. Die Macht ging zunehmend auf die großen Fürsten und die Bischöfe über, die jetzt zur Stützung ihrer Territorialmacht den Burgenbau stark förderten. Es entstanden die *Grafen-* und *Bischofsburgen* in allen Landesteilen. Nicht mehr die Reichspolitik bildete strategische Burgenlinien aus, sondern jeder Feudalherr wetteiferte um die Sicherung neuen Landes und die Erschließung neuer Einnahmequellen.

Im 13. Jahrhundert war die Zeit der Städtegründungen im wesentlichen abgeschlossen. Das Bürgertum als Träger des Fortschritts entwickelte sich immer selbstbewußter und wurde schließlich zum Burgenerbauer. Vor allem die Städtebünde versuchten, ihr weiter-

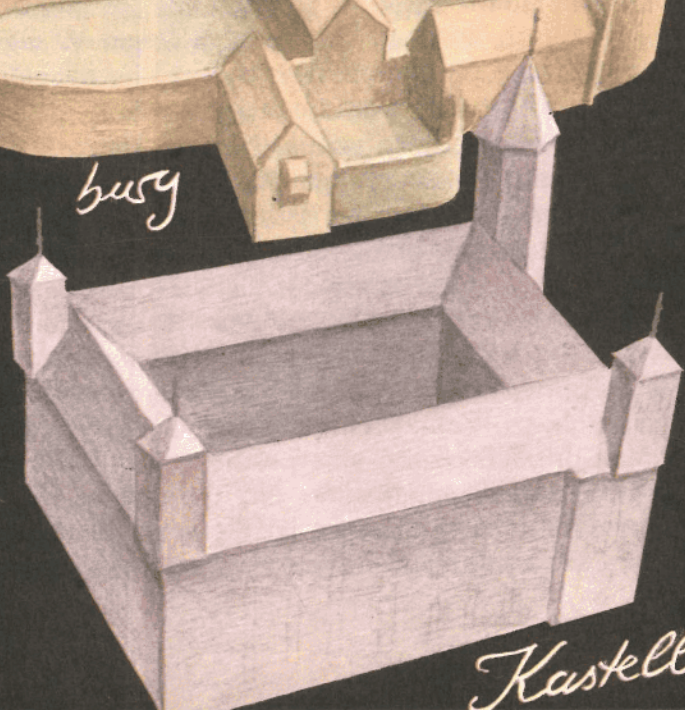


Ringburg

Abschnitts-



burg



Kastell

zweites Handelsnetz durch Burgen zu schützen. Nicht nur in Einheit mit der Stadt wurden *Stadtburgen* errichtet, sondern die Städte kauften sogar teilweise dem Adel die Burgen ab. Ihre ökonomische Macht gestattete es ihnen, ihre Freiheit gegenüber dem Adel auch auf diese Art unter Beweis zu stellen.

Der Ritteradel geriet im 14. Jahrhundert entweder in völlige lehnsrechtliche Abhängigkeit der Territorialfürsten, oder er sahk zum Raubrittertum herab. Nur durch Bauernschinderei konnte er seine *Ritterburg*, die oft recht beengte, aber sichere Wohnung für seine Familie und sein Gesinde, noch halten. Ritterburgen waren seit dem 11. Jahrhundert über das ganze Land verteilt. Sie waren Verwaltungsmittelpunkt für das erhaltene Lehen, Lagerort für die Abgaben und militärischer Stützpunkt in den kriegerischen Wirren des Mittelalters.

Als vom 13. bis zum 16. Jahrhundert die Machtkämpfe zwischen geistlichen und weltlichen Territorialherren zunahmen, dabei blutige Fehden und kriegerische Vergeltungsaktionen das ganze Land in Mitleidenschaft zogen, suchten die bäuerlichen Dorfgemeinschaften für sich und für ihre Habe einen sicheren Schutz. Was lag näher, als den Mittelpunkt des Dorfes, die Kirche, wehrfähig zu gestalten. Bei den *Wehrkirchen* wurden alle Elemente des Wehrbaus, vor allem Wehrmauern, Wehrgänge, Schießscharten und Gußerker, genutzt, der Dorfbevölkerung einen sicheren Ort auf geheiligtem Boden zu schaffen.

Dem Spion eines Kalifen ist die erste Beschreibung einer *Wasserburg* zu verdanken. Ibrahim ibn Jakub war

arabischer Kaufmann und Gesandter an verschiedenen germanischen Fürstenhöfen. 965 studierte er dort sehr gründlich verschiedene Wehranlagen und schickte darüber Berichte in seine Heimat. Eine umfassende Beschreibung der in Sumpfgeländen errichteten Ringwälle blieb erhalten. Auf Pfahlrosten wurde ein Wall aus Erde, Lehm und Moor aufgeschüttet. Im Innenraum der Burg standen dicht aneinandergedrängt die Häuser. Ein Bohlenweg stellte die Verbindung mit dem festen Land her. Man mußte genau seine Lage kennen, wollte man nicht hoffnungslos im Moor versinken. Aber nicht nur der Sumpf, sondern auch Inseln im See wurden schon in vorgeschichtlicher Zeit als natürlicher Schutz von den Menschen genutzt.

Die Notwendigkeit, Burgen zu errichten, ergab sich natürlich in den Niederungen ebenso wie im Gebirge und dessen Vorland. Auch dort waren Straßenzüge zu schützen, Grenzen zu sichern und aufrührerische Völker niederzuhalten. Mangelte es an geeigneten Burgplätzen mit Steilhängen oder umgebenden Wasserflächen, war man gezwungen, Gräben und Teiche künstlich anzulegen. Die Wasserburg wurde der im Flachland bevorzugt angelegte Befestigungstyp.

Solche von Wassergräben umgebenen Niederungsburgen sind noch in Kapellendorf bei Weimar und in Heldringen zu sehen. Eine echte Wasserburg in Insellage blieb inmitten eines Sees in Flechtingen im Kreis Haldensleben erhalten. Bereits im 8./9. Jahrhundert entstanden die ersten Burgbauten in Kapellendorf. Als einfache hölzerne Motte angelegt, umschloß ringförmig ein künstlicher Wassergraben die

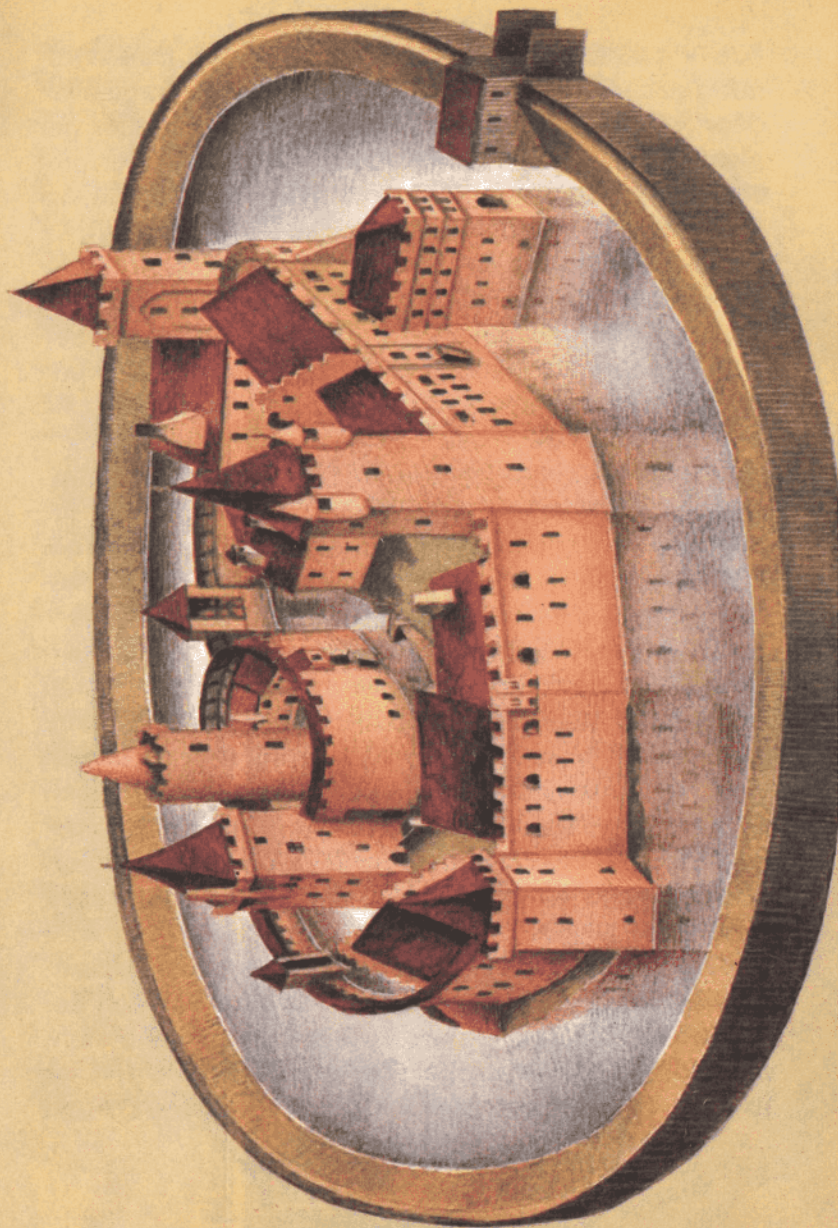
Burg. Mitte des 14. Jahrhunderts wurde die Stadt Erfurt neuer Burgherr. Die reichen Bürger konnten sich umfangreiche Baumaßnahmen leisten. Um die alte Burg herum entstand jetzt eine starke Befestigung. Mauertürme verstärkten die Ringmauer, die unmittelbar bis an den Wasserspiegel heranreichte. Bis auf 30 Meter wurde der Wassergraben verbreitert. Nach außen war ein Wall aufgeschüttet – auf seiner Krone mit Palisaden bespickt. Der einzige Zugang zur Burg erfolgte über eine Torbrücke, die inmitten des Wassergrabens stand.

Wichtig für die Unangreifbarkeit der Burg war der gleichbleibende Wasserstand auch in Jahren der Trockenheit. Die Wasserverluste durch Absickern und Verdunsten durften nicht so groß sein, daß ein Feind durch Absperren des Zuflusses in absehbarer Zeit ein Austrocknen des Grabens erreicht hätte. Kritisch für die Wasserburgen wurde es allerdings, wenn strenger Frost auf dem Wasser dicke Eisschichten bildete. Dann konnten ohne Schwierigkeiten gegnerische Belagerungsmaschinen bis zur Mauer gebracht werden. In Heldringen wurde der kalte Winter 1645 zum Verhängnis für die Burg. Nachdem sie bis dahin als unannehmbar galt, stürmten die Schweden über das Eis die Befestigungen und zerstörten einen Teil der Burg.

Sag mir gleich, wie alt du bist!

Heute bestätigt die Staatliche Bauaufsicht für jedes zu errichtende Gebäude alle Einzelheiten seiner Konstruk-

Wasserburg Kapellendorf



tion und natürlich auch seine Erbauungszeit. Diese Ordnung gab es nicht immer. Deswegen ist die Frage nach dem Alter einer Burg zwar sehr interessant, aber gar nicht so leicht zu beantworten. Nur wenige Burgen gibt es, für die in den Archiven eine Urkunde liegt, die das Erbauungsjahr eindeutig nennt. Die Burg Karlsfried im Zittauer Gebirge ist ein Beispiel für diesen Ausnahmefall. Dort befahl 1357 Kaiser Karl IV., daß zur Sicherung der Verbindungen seines Kronlandes Böhmen mit seinem neuen Machtbereich in der Oberlausitz das „Neue Haus“, wie der Karlsfried damals hieß, als Geleit- und Zollburg zu erbauen sei.

In Burgbeschreibungen und in Führern durch die Burgmuseen ist oft zu lesen: „urkundlich zuerst genannt. . .“ Nur mit Vorsicht kann von dieser Datierung auf die Erbauungszeit geschlossen werden. Man muß bedenken, daß Urkunden in der Anfangszeit des Burgenbaus nur selten ausgestellt wurden. Später hatten sich viele Klöster zu wahren Fälscherzentralen entwickelt und schufen nach Belieben ihnen genehme Urkunden. Durch die Wirren der Kriege wurde manche verbrannt oder war nie wieder auffindbar. Wurde in den Archiven eine entdeckt, dann war noch nicht ohne weiteres die eindeutige Zuordnung zu einer Burg gegeben. Oft veränderten sich im Laufe der Zeit die Namen. Weysinberg, Weisenstein, Wesinstein und Weßenstein wird die Burg Weesenstein in den mittelalterlichen Urkunden geschrieben. Oft wechselte mit einem neuen Besitzer auch die Anlage ihre Bezeichnung. Häufig standen die Geschichtsforscher vor Rätseln, wenn ein Name in den Urkunden auftauchte, den verschiedene Burgen

im deutschen Sprachgebiet für sich beanspruchten. Falkenstein ist so ein Beispiel. 35 verschiedene Wehranlagen führt das Burgenlexikon unter diesem Stichwort auf.

Für die zeitliche Einordnung von Kirchenbauten nutzten die Kunstwissenschaftler von jeher die Verzierungen, das Schmuckwerk und die Ornamentik am Bau. Die Kapitelle der romanischen Kirchen, das feingliedrige Maßwerk der gotischen Dome und die reich mit Figureschmuck versehenen Portale der Renaissance sind unverwechselbar in einer festen Zeitepoche entstanden. Dem Burgenbau fehlt in der Regel solche Ornamentik. Ganz auf Zweckmäßigkeit ausgerichtet, bestimmte nur die Wehraufgabe Form und Gestalt des Gebäudes. Nur vereinzelt kann man an den Burgbauten Schmuckelemente finden. Beispiele sind der romanische Palas auf der Wartburg oder Fenster- und Türgewänder der in gotischer Zeit errichteten Burgen.

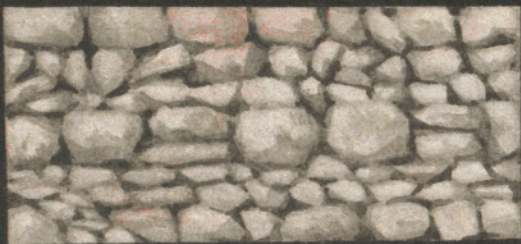
Fachleute haben herausgefunden, daß die Baustoffe für den Burgenbau in den einzelnen Jahrhunderten wechselten. Vor der Jahrtausendwende wurden in Deutschland nur selten Umfassungsmauern und die Gebäudefundamente aus Stein gebaut. Holz war das bevorzugte Baumaterial. Im 11. Jahrhundert nahmen dann aus Stein und Mörtel gemauerte Anlagen zu. Obwohl hölzerne Gebäude billiger und schneller errichtet werden konnten als gemauerte Bauwerke, waren sie in den folgenden Jahrhunderten immer seltener anzutreffen. Bestimmt hatte sich die leichte Brennbarkeit gerade bei einem Wehrbau besonders nachteilig bemerkbar gemacht.

Auch das Mauerwerk der Burgen zeigte sich in vielerlei Gestalt. Der Bergfried wurde bis zum 11. Jahrhundert vorwiegend aus großen, zugehauenen Steinquadern erbaut. In den folgenden Jahrhunderten entstand die Vielzahl kleiner Ritterburgen. Der Zeitdruck während ihres Baues spiegelte sich in den mit wenig Sorgfalt errichteten Mauern wider. Geldmangel des zunehmend verarmenden Adels war der ökonomische Grund, zu einer billigen Bauweise zu greifen. Die Bruchsteinmauer, oft ohne Schichtung errichtet, war das Kennzeichen vieler Burgbauten dieser Zeit. In diesen Mauern ließ sich nicht nur ohne Aufwand der beim Grabenaushub anfallende Fels verarbeiten, sondern so konnten auch im Kampf zerstörte Burgteile als Baustoffspender wieder genutzt werden.

Vereinfacht und sicher nicht immer zutreffend, wurde behauptet, daß die Qualität des Mauerwerks bei den Burgbauten seit der Jahrtausendwende ständig abgenommen hat. Es gab jedoch auch aus späterer Zeit viele Burgen, wie die Kaiserburg auf dem Oybin, wo es sich noch ein reicher Bauherr im 14. Jahrhundert leisten konnte, behauenen Quaderstein sorgfältig in Schichten vermauern zu lassen.

Wenn jemand wissen will, wie alt eine Schießscharte ist, dann muß zuerst die Frage beantwortet werden, für welche Waffe die Scharte gebaut wurde. Pfeil und Bogen, die Verteidigungswaffen der Frühzeit des Burgenbaus, erforderten eine lange, schmale Schlitzscharte. Bevorzugt in senkrechter Richtung mußte die Waffe bewegt werden können. Mit Beginn des 13. Jahrhunderts setzte sich wegen ihrer Durchschlagskraft und

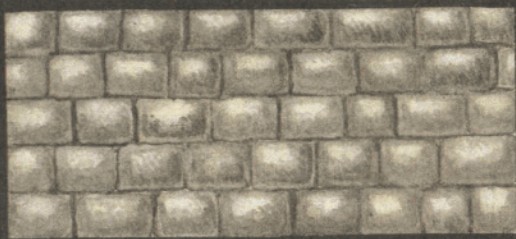
1.
Bruchstein-
mauerwerk



2.
Quades-
mauerwerk
in
Schichten



3.
Buckel-
quades



4.
Ziegel-
mauer



5.
Zyklopen-
mauer

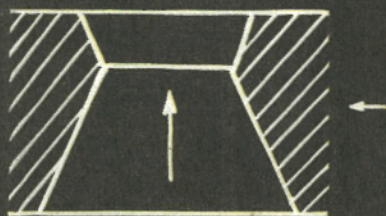


ihrer großen Reichweite die Armbrust als Schußwaffe der Burgbesatzung durch. Jetzt konnten die Scharten kürzer werden. Es war jedoch notwendig, für den Schützen Schartenkammern im Mauerinnern auszusparen. So gelangte die Waffe möglichst weit an die äußere Mauerflucht. Bei den oft mehrere Meter starken Mauern wurde damit ein großes Schußfeld geschaffen.

Die Verbreitung der Feuerwaffen im 15. Jahrhundert erforderte eine völlig andere Schartenform. Die große Reichweite sollte mit einem entsprechenden Schußsektor ausgenutzt werden. Die Maulscharten, nunmehr waagrecht im Mauerwerk liegende Schlitze, bildeten sich aus. Ein über der Schießöffnung angeordneter Sehschlitz für den Schützen führte zur Schlüsselscharte. Viele Kombinationsmöglichkeiten des Sehschlitzes mit dem Schießschlitz brachten die vielfältigsten Schartenformen hervor.

Die Archäologen waren auf Bodenfunde und Grabungen angewiesen, wenn sie die vor- und frühgeschichtlichen Wehranlagen nach ihrer Entstehungszeit bestimmen wollten. Die mittelalterlichen Burgen erforderten neue Arbeitsmethoden. Dabei mußte beachtet werden, daß Umbauten, Erweiterungen und Neuerrichtungen nach Zerstörungen oft Altes mit einbezogen. Erst wenn verschiedene Bestimmungsmethoden zur gleichen Aussage führen, kann mit Sicherheit auf die Errichtungszeit eines Bauwerkes in der Burg geschlossen werden.

1. Schlitzscharte

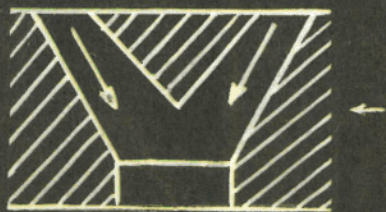


2. Maulscharte

3. Schlüsselscharte

4. Kreisscharte

5. Hosenscharte



Mit Quark und Ochsenblut?

„De architectura“ – Über das Bauwesen – nannte Vitruvius Pollio sein zehnbändiges Werk. Nach eifrigem Studium der griechischen Baukunst war er von Julius Cäsar zum Kriegsbaumeister ernannt worden. Er hatte in Rom alle Werkstätten zu leiten, in denen das vielfältigste Kriegsgerät hergestellt wurde. Vier Jahre brauchte Vitruvius Pollio, um sein Wissen über die Kriegsbaukunst niederzuschreiben. Viel war über die römische Militärtechnik zu berichten. Nicht nur die Belagerungsmaschinen und die Belagerungskunst galt es darzustellen; mit besonderer Sorgfalt sollte auch alles über den Befestigungsbau zusammengetragen werden. Er hatte die Erfahrung gesammelt, daß die Festigkeit eines Mauerverbandes dann am größten war, wenn ein qualitätsgerechter Mörtel verarbeitet wurde. Und der Baumeister riet, nach dem Löschen eines Teiles Kalk drei Teile scharfen, körnigen Grubensand zuzumischen. Band um Band füllte Vitruvius Pollio mit seinen Erkenntnissen.

Es ist nicht bekannt, inwieweit die Bücher des römischen Baumeisters von den Maurern und Steinmetzen im Mittelalter genutzt worden sind. Aber Qualitätsarbeit haben sie geleistet, die Handwerker an den Burgen. Der Beweis ist an verwitterten Mauerresten zu finden. Regen, Schnee und Eis haben den Stein teilweise mehrere Zentimeter tief abgetragen. Der glas-harte Mörtel aber ragt, unbeeinflußt von den Jahrhunderten, aus dem Mauerverband heraus. Jeder Versuch, ein Stück abzubrechen, scheitert.

Die Festigkeit des mittelalterlichen Mörtels hat zu vielen

Vermutungen Anlaß gegeben. Noch heute ist oft zu lesen oder bei Führungen durch eine Burg zu hören, welches Geheimnis sich angeblich in der Mauer verbirgt: Quark, Eier, Milch oder Ochsenblut seien dem Mörtel zugesetzt. Wissenschaftler aber haben dem Spuk um die geheimnisvolle Wirkung organischer Beimengungen ein Ende bereitet. Durch chemische Analysen konnten sie einwandfrei nachweisen, daß die Bauleute nichts dergleichen zum Bau verwendeten. Bei den Untersuchungen wurde festgestellt, daß die Maurer nicht mit Gips und Kalk gespart haben. Sie berücksichtigten allerdings auch die ständige Einwirkung der Feuchtigkeit. Deshalb ließen sie den Mörtel nur teilweise in Wasser abbinden. Im vermauerten Mörtel fanden dann langandauernde Kristallisationsprozesse statt. Bei der immerwährenden Feuchtigkeitsaufnahme band der Mörtel weiter ab und versuchte, sein Volumen zu vergrößern. Die Schwerkraft des darüberliegenden Mauerwerkes hinderte ihn jedoch daran, so daß es zu der enormen Festigkeitssteigerung kam. Die Frage nach den weiteren Baustoffen ist schnell beantwortet. Aus Holz und Naturstein wurde die Burg errichtet. Dabei verwendete man in erster Linie das auf dem Burgplatz selbst vorhandene Gestein. Planierungen und Grabenausbauten lieferten bereits große Mengen des benötigten Materials. Der Rest mußte aus benachbarten Steinbrüchen herangefahren werden. Die Bauleute bevorzugten natürlich einen möglichst weichen Stein, der sich gut bearbeiten ließ. Deshalb entstanden auch so viele Burgen aus Sandstein, aus dem weißen Kalkstein oder dem roten Tuff.

Der Ziegelbau – bereits im römischen Imperium weit verbreitet – war in den Anfängen des deutschen Burgenbaues nicht zu finden. Vermutlich bereitete der Brennprozeß Schwierigkeiten und wurde zeitweise nicht mehr beherrscht. Erst seit dem 12. Jahrhundert gibt es in Deutschland wieder Backsteinbauten. Besonders in den Küstenbezirken, wo Naturstein erst über große Entfernungen zur Baustelle transportiert werden mußte, verbreitete sich der Ziegelbau rasch.

Die Zeichen auf dem Stein

Ehrwürdig ragte die Burg über das Dächermeer von Torgau. Erst vor sechs Jahren wurde der Elbestadt die hohe Ehre zuteil, Residenz des sächsischen Kurfürsten zu werden. Es war Michaelis, der 29. September des Jahres 1463. Mathes Roritzer, froh, die Anstrengungen des Tages hinter sich zu haben, trank einen Schoppen Wein und feierte damit auf seine Weise das zu Ende gegangene Treffen. Bereits vor Wochen hatten sich mit ihm schon einmal hier in Torgau Steinmetzen aus Magdeburg, Hildesheim, Merseburg, Meißen und aus dem Harz versammelt. Erstmals sollte für das Oberland eine Hüttenordnung beschlossen werden.

Heftig entbrannte damals der Streit zwischen Symon Ohler und dem alten Jorge von Rochlitz um die Rechte, die man den Gesellen zubilligen sollte. Nun standen die 101 Regeln fein säuberlich im großen Hüttenbuch. Stolz war Mathes Roritzer, als der Schreiber verlas: „... haben wir die ordenunge dess buchs unnd inhal-

Steinmetzen bei der Arbeit



dunge dess lauts bestetiget und seindt dess gantz eins worden und dazu den heiligen geschworen.“ Alle Werkleute hatten dem zugestimmt. Nun brauchte nur noch Kurfürst Friedrich von Sachsen seinen landesherrlichen Konfirmationsbrief auszustellen, dann war das Gesetz für alle Steinmetzhütten gültig. Damit existierten niedergeschriebene Regeln für die Gerichtsverfahren bei Vergehen der Meister und der Gesellen. Damit waren Lohn und Arbeitszeit eindeutig festgelegt. Jeder Lehrling hatte jetzt fünf Jahre Lehrzeit zu leisten, ehe er auf Wanderschaft gehen durfte. Endlich waren auch die alten Regeln für die Zeichen wieder festgelegt. Mathes Roritzer dachte dankbar an seinen alten Meister Jost Dotzinger zurück. Damals, bei der gemeinsamen Arbeit am Straßburger Münster, wurde er als junger Geselle in die Geheimnisse der Steinmetzzeichen eingeweiht. Er hatte erfahren, daß bereits im Altertum Steinmetzen die Bauwerke in großer Zahl mit ihren Zeichen versahen.

Mit dem nun beschlossenen Artikel 29 „Es soll kein Meister seinen Diener [Lehrling] kein Zeichen lassen verschenken, er habe den ausgedienet [ausgelernt]“ war die Bruderschaft den alten Hüttenbräuchen gerecht geworden. Jeder stand mit seiner Hand für sein Werk ein. Unverwechselbar mußten Meister und Geselle sorgfältig, keilförmig vertieft, in einer Größe zwischen drei und zehn Zentimetern, ihr Zeichen in den Stein schlagen. Erst dann gab es den verdienten Lohn. Und jeder rechtschaffene Steinmetz konnte dann wissen, wer die Arbeit verrichtet hatte und zu welcher Hütte der Werkmann gehörte.

Und wo sind in den Burgen solche alten Steinmetzzeichen zu finden? In der Burgkapelle, am kunstvollen Maßwerk eines Portals, an den feinen Gliederungen eines Fenstergewandes oder an den Steinmetzarbeiten eines Treppenhauses bestimmt. Wenn dann irgendwo das gleiche Zeichen auftaucht, ist offensichtlich, daß die Steine vor Hunderten von Jahren von derselben Hand behauen wurden.

Hindernislauf

Wie sahen im Mittelalter die Zugänge zu den Burgen aus? Welchen Weg hatte ein Feind zurückzulegen, bis es ihm endlich gelang, die Burg niederzuzwingen? Bei der Lauenburg im Harz läßt sich heute noch dieser Hindernislauf verfolgen:

Steil und vom Regen ausgewaschen war der Karrenweg. Nur die großen Steinbrocken hatten dem Wasser und den Rädern der schweren Bauernwagen Widerstand leisten können. Weit ragten sie aus dem tiefgekerbten Gleis heraus und machten den Weg fast unpassierbar. In vielen Windungen zog sich der Pfad zum Ausgleich der Steigungen. Wo der Fels bis an den Weg stand, zwangen in Kriegszeiten Gitter und Verhaue einen Angreifer zum ersten Halt.

Endlich kam der Halsgraben. Quer zum Weg durchschnitt er in etwa 20 Meter Breite das Gelände als ein mächtiges, beim Bau der Burg künstlich aufgeworfenes Hindernis. Sichelförmig war er dem Burgplatz vorgelagert und trennte ihn vom Bergrücken ab. Hier mündete auch der Pfad der Eseltreiber in den Karrenweg ein. Täglich schleppten die Esel dort das von

Menschen und Vieh in der Burg benötigte Wasser in Ledersäcken bergan. Eine Holzbrücke überquerte den Graben. Nur wie ein provisorisch errichteter Bau sah sie aus. So, als ob sie leicht entfernt werden konnte, um den Weg unpassierbar zu machen. Jetzt war auch zu sehen, daß in Richtung zur Burg viele kleinere Gräben rechtwinklig vom großen Halsgraben ausgingen. Die so gebildeten Verteidigungsabschnitte sollten den Feind hindern, sich eine günstige Kampfposition im Gelände zu suchen.

Jetzt standen die Wälle und Mauern der Vorburg genau im Blickfeld, auch die Wirtschaftsgebäude, wo unter dem Schutz von Wall und Mauer die Knechte und das Gesinde wohnten. Die Vorburg war natürlich ebenfalls für die Verteidigung eingerichtet. Alles überragte ein mächtiger Turm. Unmittelbar an ihm vorbei führte dann der Weg. Wurf- und Schußwaffen erzielten auf diese kurze Entfernung bei einem Angreifer ihre größte Wirkung. In der Vorburg stand ein Torturm. Nur über eine Zugbrücke war von ihm aus der vorgelagerte tiefe Graben passierbar.

Die Zugbrücke fehlte nur an wenigen Feudalburgen. Bei diesen Wegsperrern lagerte ein Teil der Brückenplatte drehbar um eine Horizontalachse und konnte bei Bedarf hochgezogen werden. Am verbreitetsten waren im Mittelalter die Klappbrücken. Über Ketten oder starke Seile, am äußersten Ende der Klappe befestigt, wurden sie auf- und niedergelassen. Die Bewegung der Brücke besorgte im Torturm ein mechanischer Antrieb. Meist

Gelände der Lauenburg

Kernburg

Vorburg



verstärkte er durch eine Haspel die Muskelkraft des Torwärters. Es gab aber auch Zugbrücken, bei denen ein Gegengewicht die Masse der beweglichen Brückenplatte ausglich. In diesem Falle genügten nur geringe Zugkräfte, um die fast im Schwerpunkt gelagerte Brücke aufzuziehen. Meist verschloß dann die Brücke zusätzlich das Tor. Die wohl raffinierteste Konstruktion war die Wippbrücke. Nach dem Prinzip einer Kinderwippe gebaut, geriet sie nach Entfernung der Arretierung in Bewegung, wenn ein Feind die Brückenmitte überschritten hatte. Wie ein Postpaket rutschte er dann die schiefe Ebene hinab in einen Keller. Dort, in der sogenannten Wolfsgrube, war er sicher verwahrt. In Normalstellung der Brücke war die Grube abgedeckt und nicht sichtbar.

Nach Passieren der Vorburg lag dann vor der Hauptburg ein zweiter Halsgraben als weiteres Hindernis. Auch dort führte der Weg wieder über eine Zugbrücke oder über eine leicht zu beseitigende Holzbrücke. Nun endlich war das Tor, noch lange aber nicht das Burginnere, erreicht.

Die Ritter hatten während der Kreuzzüge starke Eindrücke von den Wehranlagen des Mittelmeergebietes gesammelt, die sie nun am Bau der Feudalburgen umsetzten. Beispielsweise wurden die Zwinger des 13. und 14. Jahrhunderts den byzantinischen Stadtbefestigungen nachgebaut. In diesen Anlagen konnte ein eingedrungener Feind immer aus günstigen Verteidigungspositionen heraus bekämpft werden. In den

Torturm mit Fallgitter und Gußerker



Gängen der höher gelegenen Wehrmauern wurde die Burgbesatzung, gedeckt hinter Schießscharten und Zinnen, vom Gegner nur schwer erkannt. Am Ende des Mittelalters hatten sich die Vorteile der Zwingeranlagen voll durchgesetzt. Nur noch an wenigen Burgen fehlten sie. Man baute sogar mehrere Zwingeranlagen nacheinander, um die Schutzwirkung zu vervielfachen.

Innerhalb der Zwingeranlage wurde dem Burgweg durch die eng sich gegenüberstehenden Mauern eine feste Richtung vorgegeben. Bei der Gestaltung des Burgweges zeigt sich wiederum die starke Abhängigkeit der Baulösung vom jeweiligen Waffengebrauch. Ritter drangen in eine Burg meist mit Schwert und Schild bewaffnet ein. Die linke Hand trug den Schild und deckte damit die linke Körperhälfte ab. Das wurde bei der Burgkonstruktion ausgenutzt. Der Burgweg führte deshalb meist im Uhrzeigersinn um die Befestigungsmauern herum. Der Feind war so gezwungen, seine schwertführende, ungedeckte rechte Seite immer der Burgbesatzung zuzuwenden.

Im Kern der Burg lagen die am schwersten zu überwindenden Verteidigungseinrichtungen. Zuerst die Anlagen des Torturmes der Hauptburg: Beide Torflügel trugen Eisenbänder als Beschläge. Aus dicken Eichenholzbohlen zusammengesetzt, drehten sich die schweren Flügel in den Zapfen. Nur wenn Wagen in die Burg fahren mußten oder wenn der Burgherr mit seinen Knappen zur Jagd ritt, wurde das große Tor geöffnet. Fußgänger nahmen den täglichen Weg über eine kleine Schlupfporte. Auch dieses kleine Tor hatte zum Schutz gegen Brand und Schwerthiebe einen Eisenbeschlag.

Gerade eine Person paßte in gebückter Haltung durch die Öffnung. Unmittelbar seitlich neben dem Haupttor lag diese Pforte. War dort kein Platz, wurde manchmal auch der Schlupf aus dem großen Torflügel herausgeschnitten.

Von innen erhielt das Tor Stützung durch feste Balken. Die Lagerung dieser Verriegelung wurde aus dem Torstein so herausgemeißelt, daß ein fester Halt im Hausverband gesichert war. Manchmal konnte der Torbalken auch in einen seitlichen, im Mauerwerk ausgesparten, Kanal geschoben werden. Durch ein oder zwei Balken verstärkt, wurde dem Einrammen des Tores auf diese Weise gut vorgebeugt.

Die über dem Tor vorgebauten Erker hatten mehrfache Aufgaben zu erfüllen. Über sie verständigte sich der Torwächter mit einem Ankömmling und fragte ihn nach seinem Begehr. Wichtig wurden diese Erker aber wohl erst im Burgenkampf. Von ihnen konnte heißes Pech – daher auch der Name Pechnasen – oder kochendes Wasser auf einen Feind gegossen werden, wenn er sich dem Tor genähert hatte. Häufig kombinierte man die Gußerker auch mit Schießscharten. Dann war der Gebrauch von Schußwaffen sowohl in horizontaler Richtung als auch direkt nach unten möglich.

War es gelungen, das Tor zu brechen, sah der Angreifer einen langen, oft finsternen Gang vor sich: die Torhalle. Aber auch dort durfte er sich noch nicht sicher fühlen. Ein ganzes System von Schießscharten starrte dem Eindringling entgegen. Gewöhnlich war an höchster Stelle des Gewölbes in der Halle eine Öffnung ein-

gelassen, die wieder zur Bekämpfung eines Eindringlings eingerichtet war. In der Burg Altschönfels wurde sogar die Kapelle im Torturm der Burg genutzt, um durch ein solches Gußloch die Torhalle zu verteidigen.

Überraschend konnte ein Fallgitter am eben passierten Tor herabsausen und damit den Rückzug abschneiden. Fallgitter hießen die aus schweren Pfählen zusammengefügte Roste, deren Abstand von Pfahl zu Pfahl so eng gehalten war, daß ein Mensch nicht durchkriechen konnte. Es hatte an seiner Unterkante schwere, spitze Eisenschuhe und machte auch dadurch jeden Durchschlupf unmöglich. Seitlich in den Mauerstein eingearbeitete Profile verhinderten Verschiebungen und sicherten ein ungehindertes Herabfallen. Die große Masse dieser Sperre konnte nur mit Winden in einen Deckenschlitz gehoben werden. Das Fallgitter war eine weitere Erfahrung aus den Kreuzzügen, die von Rittern an deutschen Burgen angewandt wurde. Die Stadtwappen vieler Städte beweisen, daß sich so eine Vorrichtung auch bei den Stadtbefestigungen zur Tor-sicherung bewährte. In den Wappen von Egel, Frankenhäuser und Kamenz sind solche Wehreinrichtungen wiedergegeben.

Die letzte Zuflucht – der Bergfried

Häufig ist von einer Burg nicht mehr übriggeblieben als der Bergfried. Dieser zentrale Turm war meist der älteste Teil im ganzen Bering. Sein Bau erfolgte mit größter

Zinnenformen und Querschnitt durch einen Bergfried



Sorgfalt. Oft wurden die Bergfriede aus Buckelquadern errichtet. Das waren auf fünf Seiten sorgfältig behauene Steine, die in durchlaufenden Schichtungen vermauert wurden. Die Sichtfläche hatte die natürliche Bruchform. Zur besseren Arbeit mit Schnur und Lot mußte der Rand der Sichtfläche umlaufend glatt geschlagen werden. Viel ist über den Zweck der vorstehenden Buckel gerätselt worden. So vermutete man, daß die unebene Oberfläche der Mauer das Hochschieben der Sturmleitern erschwerte. Vielleicht ging es aber auch um den Zeitgewinn, der entstand, wenn eine Seitenfläche des Steins unbearbeitet blieb. Mauern aus Buckelquadern gelten als sehr alte Technik. Die so erbauten Bergfriede in der Burg Kyffhausen oder in Kapellendorf sind bereits im 12. Jahrhundert entstanden.

Allein die Mauerstärken des Bergfrieds, die bis zu fünf Meter erreichten, zeugen von seinem großen Wert für die Burgbesatzung. Kein Feind sollte die letzte Zuflucht zerstören können. Alle Baulösungen waren auf dieses Ziel orientiert. Zuerst betraf das den Eingang, der nie zu ebener Erde gelegen war. Bis zu sieben Meter Höhe mußten mit Leitern oder auf hölzernen Treppen überwunden werden, ehe man über ein enges Pförtchen in das Turminnere gelangte. War die Besatzung in den Bergfried geflohen, konnte leicht der Zugang eingezogen oder abgebrochen werden. Nur schmale Lichtschlitze sorgten in den einzelnen Stockwerken für eine notdürftige Beleuchtung.

Bereits bei der Wahl des Standortes galt es, verschiedene Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Möglichst die

höchste Stelle des Burgplatzes wurde ausgesucht. Dabei sollte der Bergfried unmittelbar auf dem Fels stehen, um ein Unterminieren zu verhindern. Er war nicht nur der sicherste Zufluchtsort, sondern auch der Punkt der Burg, von dem die größte Gefahr für einen angreifenden Gegner ausgehen sollte. Deshalb stand er oft als wirksamste Deckung in Richtung der Angriffsseite, manchmal sogar vor der Mauer. Bei langgestreckten Burgplätzen konnte es vorkommen, daß ein Bergfried zur Deckung des Mauerringes nicht ausreichte. Doppelturmanlagen, wie die Burgen Saaleck oder Kohren, wurden dadurch besonders wehrhaft. Ein Querschnitt durch einen Bergfried zeigt den zweckmäßigen Aufbau. Zu ebener Erde, wo größte Festigkeit gegen Belagerungsmaschinen notwendig war, leisteten gewaltige Mauerstärken den nötigen Widerstand. Nach oben verminderte sich dann die Stärke in Absätzen erheblich; um 30 Prozent oder mehr wurden die Mauern schwächer und dadurch der umbaute Raum nach oben hin größer. Bis auf das zu ebener Erde liegende Geschoß trennten meist nur hölzerne Dielen die einzelnen Stockwerke voneinander. Der tiefste Raum trägt recht abenteuerliche Bezeichnungen: Marterloch, Burgverlies, Hungerloch. Viel deutet darauf hin, daß dort Gefangene sicher verwahrt wurden, aus denen Lösegeld herausgepreßt werden sollte. Das Verlies war nur über ein in der Gewölbedecke angebrachtes Loch zugänglich. Auf einem Reitholz sitzend, sollen die Gefangenen an einem Seil durch dieses „Angstloch“ in die Tiefe gelassen worden sein. Auf gleichem Weg wurde ihnen die Nahrung zugereicht. Bemerkenswert

aber ist, daß bei den Burgbeschreibungen in den Epen der Minnesänger der Begriff „Burgverlies“ nie vorkommt. Sollte vielleicht doch der Raum in alter Zeit vorwiegend als Vorratskammer genutzt worden sein? Einen besseren Kühlschrank hat es sicher auf der ganzen Burg nicht gegeben. Auch beweisen Bergfriede, bei denen wie in Ummendorf westlich von Magdeburg das Erdgeschoß sogar einen eigenen Brunnen hatte, daß die generelle Bezeichnung des ebenerdigen Raumes als Burgverlies nicht gerechtfertigt ist.

Der Bergfried war in der Regel nicht zum ständigen Wohnen eingerichtet. Trotzdem hatte er oft Kaminanlagen, wie sie auf der Schönburg, in Ummendorf und in Kohren noch erhalten sind. Auch Abortker gab es in einzelnen Geschossen. Das weist darauf hin, daß man auch bei längerer Belagerung bestimmte Bequemlichkeiten nicht missen wollte.

Der Zugang in die einzelnen Stockwerke erfolgte meist über Leitern oder Holztreppen. Auch das beweist die nicht ständige Nutzung als Wohnbau. In großen Bergfrieden wie in der Osterburg bei Weida, deren Mauern bis zum ersten Zinnenkranz 5,7 Meter stark sind, wurde die Wendeltreppe vollständig in das Mauerwerk eingearbeitet. Auch sonst ist der mit zwei Zinnenkränzen versehene „Butterfaßturm“ sehr interessant. Offensichtlich hat der ursprüngliche Bergfried aus dem 12. Jahrhundert nicht mehr ausgereicht, so daß im späteren Mittelalter eine Aufstockung, nunmehr mit geringerem Durchmesser und bei Belassung des alten Zinnenkranzes, vorgenommen wurde. Solche Aufstockungen waren nicht selten. Auch auf dem vier-

eckigen romanischen Turm der Eckartsburg wurde an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert bündig mit der Innenwand eine Erhöhung um drei Stockwerke vorgenommen. Die Differenz in der Mauerstärke von 1,5 Metern ist als Absatz gut zu erkennen.

Der Bergfried wurde oben mit einer Wehrplatte abgeschlossen, von der aus sich die Burgbesatzung verteidigte. Die Zinnen, schildförmige Mauerteile, fehlten an den Bergfrieden nie. Sie boten dem Schützen die nötige Deckung. Meistens waren die Zinnen rechteckige Aufsätze auf eine etwa einen Meter hohe Brüstung. Zinnen und Zinnenlücken wiederholten sich im Abstand von etwa zwei Metern, wobei Zinne und Lücke fast die gleiche Größe aufwiesen. In der Spätgotik wurden die Zinnen in Zierformen, beispielsweise rundbogig und als Schwalbenschwanzzinne ausgeführt.

Heftigen Streit gab es um die Frage, ob auf Grund des Vorkommens runder und quadratischer Bergfriede Gesetzmäßigkeiten abzuleiten sind. Es wurde behauptet, daß der quadratische Bergfried die charakteristische Form bei den Sandsteinburgen sei und meist im 12. Jahrhundert erbaut wurde. Der runde Bergfried sei die ältere, häufig im 11. Jahrhundert entstandene Form und vorwiegend in den aus Kalkstein errichteten Burgen anzutreffen. Selbst diese Regel blieb nicht ohne Ausnahme und fand viel Widerspruch.

Wenn auch die Bergfriede sich in ihrem inneren Aufbau ähnelten, traten sie doch wegen ihrer recht unterschiedlichen Abmessung sehr verschieden in Erscheinung. In ihrer Höhe bewegen sie sich meist zwischen 25 und 35 Metern. Die runden Bergfriede konnten acht

aber ist, daß bei den Burgbeschreibungen in den Epen der Minnesänger der Begriff „Burgverlies“ nie vorkommt. Sollte vielleicht doch der Raum in alter Zeit vorwiegend als Vorratskammer genutzt worden sein? Einen besseren Kühlschrank hat es sicher auf der ganzen Burg nicht gegeben. Auch beweisen Bergfriede, bei denen wie in Ummendorf westlich von Magdeburg das Erdgeschoß sogar einen eigenen Brunnen hatte, daß die generelle Bezeichnung des ebenerdigen Raumes als Burgverlies nicht gerechtfertigt ist.

Der Bergfried war in der Regel nicht zum ständigen Wohnen eingerichtet. Trotzdem hatte er oft Kaminanlagen, wie sie auf der Schönburg, in Ummendorf und in Kohren noch erhalten sind. Auch Aborterker gab es in einzelnen Geschossen. Das weist darauf hin, daß man auch bei längerer Belagerung bestimmte Bequemlichkeiten nicht missen wollte.

Der Zugang in die einzelnen Stockwerke erfolgte meist über Leitern oder Holztreppen. Auch das beweist die nicht ständige Nutzung als Wohnbau. In großen Bergfrieden wie in der Osterburg bei Weida, deren Mauern bis zum ersten Zinnenkranz 5,7 Meter stark sind, wurde die Wendeltreppe vollständig in das Mauerwerk eingearbeitet. Auch sonst ist der mit zwei Zinnenkränzen versehene „Butterfaßturm“ sehr interessant. Offensichtlich hat der ursprüngliche Bergfried aus dem 12. Jahrhundert nicht mehr ausgereicht, so daß im späteren Mittelalter eine Aufstockung, nunmehr mit geringerem Durchmesser und bei Belassung des alten Zinnenkranzes, vorgenommen wurde. Solche Aufstockungen waren nicht selten. Auch auf dem vier-

eckigen romanischen Turm der Eckartsburg wurde an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert bündig mit der Innenwand eine Erhöhung um drei Stockwerke vorgenommen. Die Differenz in der Mauerstärke von 1,5 Metern ist als Absatz gut zu erkennen.

Der Bergfried wurde oben mit einer Wehrplatte abgeschlossen, von der aus sich die Burgbesatzung verteidigte. Die Zinnen, schildförmige Mauerteile, fehlten an den Bergfrieden nie. Sie boten dem Schützen die nötige Deckung. Meistens waren die Zinnen rechteckige Aufsätze auf eine etwa einen Meter hohe Brüstung. Zinnen und Zinnenlücken wiederholten sich im Abstand von etwa zwei Metern, wobei Zinne und Lücke fast die gleiche Größe aufwiesen. In der Spätgotik wurden die Zinnen in Zierformen, beispielsweise rundbogig und als Schwalbenschwanzzinne ausgeführt.

Heftigen Streit gab es um die Frage, ob auf Grund des Vorkommens runder und quadratischer Bergfriede Gesetzmäßigkeiten abzuleiten sind. Es wurde behauptet, daß der quadratische Bergfried die charakteristische Form bei den Sandsteinburgen sei und meist im 12. Jahrhundert erbaut wurde. Der runde Bergfried sei die ältere, häufig im 11. Jahrhundert entstandene Form und vorwiegend in den aus Kalkstein errichteten Burgen anzutreffen. Selbst diese Regel blieb nicht ohne Ausnahme und fand viel Widerspruch.

Wenn auch die Bergfriede sich in ihrem inneren Aufbau ähnelten, traten sie doch wegen ihrer recht unterschiedlichen Abmessung sehr verschieden in Erscheinung. In ihrer Höhe bewegen sie sich meist zwischen 25 und 35 Metern. Die runden Bergfriede konnten acht

Meter im Durchmesser, aber auch das Doppelte messen. Die quadratischen Türme hatten Kantenlängen von etwa sieben bis dreizehn Metern.

Zu den ältesten steinernen Burgteilen, die im mittleren Saalegebiet gesichert worden sind, gehört der im 9. Jahrhundert in Querfurt erbaute Wohnturm. Der 14 mal 17 Meter große rechteckige Wehrbau war gleichzeitig Wohnbau für die Burgbesatzung und bis auf eine kleine Rundkapellé der einzige innerhalb der Ringmauern. Das sorgfältig behauene Quadermauerwerk, das sich ohne Mörtelbindung in Resten bis heute erhalten hat, läßt auf die Bedeutung des Wohnturmes in den Burgen vor der Jahrtausendwende schließen.

Im 12. Jahrhundert wurden in ältere Wehranlagen große Wohntürme eingebaut. Auch in neuerrichteten Burgen nutzte man die Vorteile des kombinierten Wohn- und Wehrbaus. Unter anderem in Querfurt, Gatersleben und auf der Lobdeburg bei Jena sind heute noch diese markanten Türme zu sehen. Viele Merkmale des Bergfrieds sind auch am Wohnturm wiederzufinden. Der Eingang zum Turm lag ebenso in beachtlicher Höhe, manchmal erst neun Meter über dem Burgplatz. Teilweise wurde er mit kleinen Zugbrücken abgesichert, die den Übergang zu einem Treppenhaus ermöglichten. Die mächtigen Mauermassen des Wohnturms enthielten in den unteren Stockwerken kaum Öffnungen. Erst die Mittelgeschosse hatten zur notdürftigen Ausleuchtung der Räume Schlitze, die meist als Schießscharten mitgenutzt wurden. Im Wohngeschoß befanden sich dann Fenster und auch Kaminanlagen. Überhaupt war der Wohnturm

gegenüber dem Bergfried mehr einem Haus ähnlich. Große Keller nahmen die Vorräte auf und vereinten alles Lebensnotwendige unter einem Dach. Kapellenrischen für religiöse Handlungen fehlten in den Wohntürmen nicht. An der Lobdeburg, hoch über Jena-Lobeda wurde ein Kapellenerker bienenkorbartig der Mauerflucht vorgebaut.

Ausgehend von früheren Baulösungen in Orlamünde, bildeten sich auch in Thüringen im 14. und 15. Jahrhundert typische Formen des Wohnturmes heraus, die Kemenaten. Über die thüringische Landschaft verteilt, gibt es sie in Ziegenrück, auf der Burg Burgk, in Kapellendorf und in der Johanniterburg Kühndorf. Mit bis zu 2,7 Meter Mauerstärke sind diese Wohntürme durch ihren langgestreckten rechteckigen Grundriß charakteristisch. Über 10 Meter Breite erreichten die großen Kemenaten an der oberen Saale bei Längen bis zu 24 Meter.

Die Wohn- und Verteidigungseinrichtungen wurden vom Wohnturm übernommen. Wenn diese Türme auch heute mit Dächern bedeckt sind, trugen sie früher eine Verteidigungsplatte mit einem Zinnenkranz. Die Vielzahl der Schießscharten deutet darauf hin, daß sich die Burgbesatzung von der Kemenate aus gut zu verteidigen wußte.

In Ziegenrück und Orlamünde steht die Kemenate mit der gewaltigen Längsseite quer zum langgezogenen Bergrücken. Sie war damit, gleich dem Bergfried, wichtigstes Bauwerk zur Deckung der Angriffsseite der Burg.

Bei den Burgen mit einem Bergfried wurde es manch-

mal notwendig, die abschirmende Wirkung einer Schildmauer zu nutzen und so die Burg von der Angriffsseite her abzuriegeln. Solche Baulösungen wurden für die Schönburg und auf dem Falkenstein gefunden. Eine gewaltige Schildmauer von 16,5 Meter Höhe steht in Gneis direkt zwischen Bergfried und dem angrenzenden Bergrücken. Dadurch hatten die Kernbauten der Burg sicheren Schutz. Die Verteidigungseffekte glichen denen der quergestellten Kernbauten.

Heerschildordnung und Lehnspyramide

Am Anfang der Stadtentwicklung stand meist die Burg. Besonders die Wehrbauten der karolingischen und sächsischen Kaiserzeit boten dafür gute Voraussetzungen. Ihre günstige Lage an Flüssen und alten Handelsstraßen förderte die Bildung von Handelsplätzen. Im Schutz der Burg blühte bald das Handwerk, der Kaufmannsstand und der Verkehr. Dienstleute wurden gebraucht, die Bauern zog es immer stärker zu den Marktplätzen, ein ständiger Käuferkreis entwickelte sich. Aus der Siedlung wuchs die Stadt. Magdeburg, Meißen und Merseburg sind typische Beispiele einer noch vor der Jahrtausendwende errichteten Grenzbefestigung, um die herum sich die Stadt entwickelte. Stadtnamen mit den Endungen -burg, -stein, -fels, -furt sind Anhaltspunkte dafür.

Der König oder später auch die Fürsten und Bischöfe nahmen mit ihren Wehranlagen auf die Stadtentwicklung starken Einfluß. Sie behielten sich vor, wichtige Entscheidungen selbst zu treffen.

Das war vor allem das Recht, Märkte abzuhalten, Zoll zu erheben und Münzen zu prägen.

Friedrich Barbarossa, der römisch-deutsche Kaiser aus dem Haus der Staufer, versuchte im 12. Jahrhundert noch einmal, durch Bau von Burgen das Reich zu festigen und vor allem in Mitteldeutschland das Reichsgut zu sichern.

Bis zum 13. Jahrhundert wurden diese Burgen, aber auch neuerrichtete Bischofsburgen, Grafenburgen, ja sogar Ritterburgen zu Siedlungskernen, aus denen sich neue Städte entwickelten. Behielt die Burg ihre zentrale Lage, dann umschloß die Stadt den Wehrbau schalenförmig. In Halberstadt hatte sich beispielsweise diese Entwicklung vollzogen. Es kam aber auch vor, daß sich unterhalb der Burg das „suburbium“, wie die Stadt in diesen Anfängen auch hieß, in einer Richtung ausbreitete. Meist wurde dann die Burg als Verteidigungsschwerpunkt in die Stadtbefestigung, wie in Aschersleben und Leisnig, einbezogen.

Seit dem 13. Jahrhundert wurde die Stadt mit ihren Mauern, den Stadttoren und den Wehrgängen und mit den im Inneren verstreut liegenden Eigenbefestigungen selbst zur großen Wehranlage. In dieser Zeit löste sie ihre unmittelbare Abhängigkeit von der Burg. Der Verwaltungsmittelpunkt ging von der Stadtburg auf das Rathaus über. Das Bürgertum stellte seine Stärke und den Willen, sich von den altfeudalen Mächten zu lösen, auch beim Bau seiner Städte unter Beweis. Damit kehrte sich das Verhältnis zwischen der Burg und der Stadt um. Burg und Stadt – über viele Jahrhunderte eng verbunden – standen sich jetzt feindlich gegenüber. Die

Handwerker und das handeltreibende Bürgertum erkannten immer klarer die vom Feudaladel ausgehenden Hemmnisse für ihre Entwicklung. Sie verbündeten sich untereinander und nahmen, wenn es sein mußte, mit Waffengewalt, den Kampf gegen die alten Herrschaftsverhältnisse auf. Neben der Hanse bildeten sich auch in der Oberlausitz und in Thüringen Städtebünde. In recht unterschiedlicher Weise verwirklichten die Städtebünde ihre Pläne. Der Thüringer Städtebund kaufte die Burgen Kapellendorf, Mühlberg, Vargula, Vippach und Tonndorf. Damit schützte und überwachte er sein von Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen ausgehendes weitverzweigtes Handelsnetz.

Wo aber Ritter von ihren Burgen aus Wagenzüge überfielen, Wegelagerei und Raubunwesen betrieben, sagten die Städte den Burgen einen erbarmungslosen Kampf an. Viele Burgen in der Oberlausitz, in Sachsen und in Thüringen wurden belagert und dem Erdboden gleichgemacht. Manchmal nutzte aber auch der Bürger seinen Reichtum. Er kaufte dem Feudaladel kurzerhand Burgen ab, ließ sie bis auf die Grundmauern zerstören und sorgte dafür, daß von ihnen aus nie wieder Wegelagerei betrieben werden konnte.

Der Sachsenspiegel – das erste Lehnsrechtsbuch

Plötzlich verstummte das laute Gemurmel im Saal. Alle anwesenden Personen standen von ihren Bänken auf. Graf Hoyer ging zum schweren Eichentisch, der in der Mitte des Raumes stand. Mit schnellem Blick überzeugte er sich, daß alle geladenen Schöffen erschienen

waren. Als Burgherr auf Falkenstein und Vogt des Quedlinburger Stifts war er auch Gerichtsherr über die ihm untertanen Dörfer. Er eröffnete den ersten Gerichtstag des Jahres 1218.

Wie wohl kaum ein Lehnsherr hatte er Mühe aufgewandt, sich die nötigen Kenntnisse für die Rechtsprechung zu erwerben. Er studierte die Gesetze der fränkischen Könige und die Rechtsbücher der Langobarden. Seit Jahren mußte er immer wieder feststellen, daß andere Gerichtsherren das Recht ausschließlich zu ihren Gunsten ausnutzten. Wie oft schon hatte er es als Mangel empfunden, daß keine verbindlichen Bücher existierten, daß die Gewohnheit stark das Urteil prägte. Nicht verwunderlich war es für ihn, daß der König vor 15 Jahren wieder einen Landfrieden verkünden ließ. Nochmals unternahm damit das Reich den Versuch, Ordnung und Sicherheit im Lande wiederherzustellen. Obwohl seit alters die Fehden nicht den Königs- und Kirchenfrieden verletzen durften, wuchs die allgemeine Unsicherheit im Land. Reisende Handelsleute, die Bauern auf dem Feld, die Ernte in den Scheunen, nichts war mehr vor der Raubgier der Ritter sicher.

Begreiflich war seine Freude, als er zum ersten Mal das umfangreiche Werk seines Freundes Eike von Repgow in der Hand hielt. Aus den verschiedensten Rechtsquellen hatte dieser in lateinischer Sprache versucht, alle in seiner langen Rechtspraxis aufgetretenen Fragen zu beantworten. So war erstmals ein großes deutsches Rechtsbuch entstanden.

„Spiegel der Sachsen soll dies Buch sein genannt“ stand auf der ersten Seite geschrieben. In vielen Ge-

sprächen hatte er Eike überzeugen wollen, das Buch in die deutsche Sprache zu übersetzen, damit es auch dem einfachen Mann vorgelesen werden kann. Aber immer wieder stieß er auf Ablehnung. Zu aufrührerisch würde der Geist des Buches auf das Volk wirken, wenn der Bauer erführe: „Nach rechter Wahrheit hat Leibeigenschaft ihren Ursprung von Zwang und von Gefangenschaft und von unrechter Gewalt, die man von alters her in unrechte Gewöhnheit gezogen hat.“

Als Eike von Repgow starb, konnte er noch nicht wissen, daß sein Werk die Rechtsprechung in deutschen Ländern, aber auch in Holland, Polen, ja sogar bis nach Rußland beeinflussen sollte. Sicher ahnte er nicht, daß die von ihm niedergeschriebenen Gesetze von einigen Gerichten in Deutschland noch bis in unser Jahrhundert zur Urteilsfindung genutzt wurden. Er konnte auch noch nicht übersehen, daß sich die in seinem Buch fehlenden Regelungen über den Warenaustausch und den Handel einmal nachteilig für den Feudaladel auswirken sollten. Als die Städte den Kaufmann und den Handwerker immer mehr förderten, als der Widerspruch zwischen Bürgertum und Feudaladel immer weiter zunahm, hatten die Herrscher keine gesetzliche Handhabe zur Bewältigung der Spannungen.

Die Originalhandschrift Eike von Repgows ging bald verloren. Nur über Abschriften wurde der Sachsenspiegel verbreitet und ist in seiner textlichen Fassung und mit der reichen Illustration des 13. Jahrhunderts heute bekannt. Vielleicht wußte Eike von Repgow, daß sein Sachsenspiegel nicht den Herrschaftsinteressen der Kirche und des Feudaladels entsprach. Die Bannbulle

des Papstes Gregor XI., mit der er im Jahre 1374 den Sachsenspiegel ächtete und verbot, spricht eine deutliche Sprache. Sicher hat sich Eike von Reggow auch nicht träumen lassen, daß einmal in Halberstadt vor dem Kreisgericht sein Denkmal steht und seine große Kulturtat damit geehrt wird.

Als Kaiser Friedrich II. im Jahr 1235 mit seinen Fürstengesetzen endgültig auf die Errichtung neuer Burgen im Reich verzichtete, ging ein über fast fünfhundert Jahre währendes Ringen zu Ende. Die Bedeutung der Burg in den mittelalterlichen Kämpfen erklärt das Bemühen der Könige und Kaiser, das Recht zum Burgenbau als Privileg des Reiches zu sichern. 864 erließ Karl der Kahle eine Ordnung, die den Grafen befahl, alle nicht mit kaiserlicher Zustimmung errichteten Burgen und Ortsbefestigungen unverzüglich niederzureißen. Auch die Burgenordnung Heinrichs I. ließ erkennen, daß Burgenbau königliches Recht war und bleiben sollte. Doch bereits der vom Reich 1103 in Mainz verkündete Landfrieden zeigte, daß der Kaiser seinen Gesetzen nicht die nötige Rechtskraft verleihen oder sie gegebenenfalls mit Gewalt durchzusetzen vermochte. Er war auf seinen zweiten und dritten Heerschild, auf die in den einzelnen Ländern herrschenden Fürsten, angewiesen. Die Erzbischöfe und Markgrafen nutzten die Schwächen des Reiches. Immer selbstbewußter bauten sie Burgen und erteilten in Einzelfällen auch die Genehmigung dafür. Mit Zoll- und Geleitsburgen sicherten sie sich die Kontrolle des Handels und des Warenverkehrs. Für jedes Fuhrwerk, jeden Karren wurde Zoll erhoben. Selbst Vieh und Fußgänger blieben nicht verschont.

Burgen entwickelten sich zur wichtigen Einnahmequelle für den hohen Adel. Ähnlich dem Sachsenspiegel schrieb man auch in anderen Ländern des Reiches im 13. Jahrhundert das Landrecht nieder. Mauern durften nicht mit Zinnen und Wehreinrichtungen versehen werden, und eine Mauer sollte zur Umfriedung nur so hoch sein, daß sie ein Reiter mit ausgestrecktem Arm noch erreichen konnte. Sonst mußte die Genehmigung des Landrichters, also des Fürsten, eingeholt werden. Das Befestigungsrecht lockerte sich immer mehr, bis schließlich im 14. Jahrhundert jeder Lehnsherr dort eine Burg baute, wo er es zur Behauptung seiner Macht für notwendig hielt. Für ihn war ausschließlich bedeutungsvoll, ob er die materiellen Voraussetzungen für den Burgenbau schaffen konnte, ob er seinen Bauern weitere Fronen auferlegen konnte oder ob sie beginnen würden, sich von den drückenden Lasten zu befreien.

Die Burgenromantik hält Einzug

Die Burg ist heutzutage ein Denkmal, das Einblick in das Leben und in den Kampf der Menschen des Mittelalters gewährt. Das Verhältnis zu den Burgen aber hat sich im Verlauf der letzten Jahrhunderte erheblich gewandelt. Nachdem der Adel in das Schloß zog und der verarmte Ritter seine Burg verfallen lassen mußte, waren die alten Wehrbauten oft nur noch für die Gewinnung von Baustoffen interessant. Die Landesherren gestatteten zum Beispiel einer Gemeinde, für den Neubau der

Schloß Neuschwanstein, 19. Jh.



Kirche das Baumaterial von der verlassenen Burg zu nehmen. Fenster, Türen und die Holzbalken des Daches wurden verkauft oder verschenkt. Der Verfall war nicht mehr aufzuhalten.

Am Ende des 18. Jahrhunderts erschütterte die Französische Revolution auch die deutschen Staaten. Bewaffnete Volksaufstände und bürgerliche Reformen drängten nach einer neuen Zeit. Trotzdem spukte das mittelalterliche Kaiserreich als Idealbild noch in vielen Köpfen. Selbst nicht fähig, den Fortschritt zu fördern, be rauschten sich viele Menschen an der „heldenhaften“ Haltung der Ritter. Wie Götz von Berlichingen, berühmt geworden durch Goethes Schauspiel, sahen sie im Ritter die Idealfigur, „die nur abhängig ist von Gott, seinem Kaiser und sich selbst“. Die Burgenromantik zog in die Literatur, Malerei und auch in die Baukunst ein. Die Ritter wurden zu Romanhelden. Dichterische Übertreibung verlieh ihnen Kräfte, den Kampf mit Tod und Teufel zu bestehen. Immer mit der Burg als Handlungskulisse überstand der edle Recke jede Mühsal. Er befreite sich aus dem tiefsten Kerkerloch, ihm heilten die schrecklichsten Wunden. In verworrener Leidenschaft spielten sich fürchterliche Dramen mit dem schönen Geschlecht ab. Grafen, Fürsten, wenn es sein mußte, der Kaiser, waren Handlungsmittelpunkt der romantischen Ritterdichtung. Die Titel der Balladen „Graf Eberhard, der Rauschebart“ und „Als Kaiser Rotbart lobesam ...“ sprechen für sich. Mit einer verzerrten, weitab von der Realität liegenden Ritterherrlichkeit wurde der Büchermarkt überschwemmt. Weitere Auswirkungen hatte die Burgenromantik bei

der stilwidrigen Restauration vieler mittelalterlicher Wehranlagen. Vor allem die preußischen Könige hatten die Mittel, Stammburgen ihrer Vorfahren am Rhein, wie sie glaubten, in altem Glanz wiedererstehen zu lassen. Mit den Entstellungen durch den Zeitgeschmack, unter Mißachtung der Zweckmäßigkeit und Einfachheit mittelalterlicher Wehrformen, entstanden die heute wie Theaterkulissen anmutenden Burgen. Phantastisch geformte Zinnen, eine Vielzahl kleiner Erker an den Türmen und bizarre Turmkuppeln sind das Kennzeichen dieser Verfälschungen.

Auch Burgen auf dem Gebiet der DDR blieben im 19. Jahrhundert nicht verschont. Die Wartburg zum Beispiel trägt aus dieser Zeit Spuren, die sich nicht beseitigen ließen. Allein die Vielzahl der Fenster im neuerbauten Bergfried, die falschen Abmessungen der Zinnen am Südturm und vor allem die prächtige Ausstattung einzelner Burgräume beweisen die Abweichungen vom originalen Bestand. Wo dieser nicht mehr am Bauwerk festzustellen war, glaubte der Restaurator „mit Umsicht und Charakter der Denk- und Lebensweise jener Zeit ergänzen und ausschmücken“ zu dürfen.

Vom Edelknaben zum Ritter

Zielgerichtet hatte sich mit dem Ritterstand eine Gruppe Bevorrechteter entwickelt, die sich von der übrigen Bevölkerung deutlich abhob. Sie war zur Elite des Reiches erkoren, die Eroberungspolitik der deutschen Kaiser durchzusetzen. Die kaiserliche Militärmacht bedurfte eines neuen Kriegers, der mit seiner

Rüstung den Anforderungen der Zeit entsprach. Freiwillig sollte er sein Treuegelübde halten und die im Lehnvertrag festgelegten ritterlichen Pflichten erfüllen.

Beim Aufbau der neuen Heerordnung, die unmittelbar an die Verteilung des Grundbesitzes geknüpft war, wurde das altgermanische Gefolgschaftsverhältnis genutzt. Schon dort band der Treueschwur den Gefolgsmann auf Leben oder Tod an den Stammesfürsten. Bereits die karolingischen Könige belohnten ihre Kriegsgefährten durch Überlassung von Land. Es wurde rechtsgültiger Brauch, daß Dienstpflicht und Lehnsempfang unmittelbar voneinander abhingen. Der Vasall mußte dienen, weil er ein Lehen empfangen hatte. „Nach Sachsenrecht hat niemand Ritterrecht, es sei denn, sein Vater und sein Großvater waren Ritter oder von Rittersart.“ So war es Brauch und erneut im Sachsenspiegel verbrieft.

Doch nicht nur der Geburtsadel stand in der Dienstpflicht des Königs und war Träger der weltlichen Macht. Bereits seit dem 9. Jahrhundert umgaben sich die Könige mit nichtadligen Dienstleuten, den Ministerialen. Diese nutzten die enge Zusammenarbeit mit den Herrschern und machten sich als Ratgeber und Verwalter von Reichsburgern immer unentbehrlicher. Im 12. Jahrhundert standen sie als Ritter gleichberechtigt neben dem zum Schwert geborenen Adel. In seiner „Chronik des Hennegaus“ berichtet Gislebert von Mons 1184 von einem Reichsministerialen Werner von Bolland, der 17 Burgen und von 43 verschiedenen Herren über 1 000 Ritterlehen besaß. Viele Reichsministerialen

wurden in Gebieten eingesetzt, wo durch Rodung der Wälder und Kolonisation neues Reichsland erschlossen werden sollte. Die Herren von Waldenburg und die von Weida waren solche im Erzgebirge und im Vogtland zur Gebietserschließung eingesetzten Ministerialen.

1231 gab der Kaiser dem Ritterstand endgültig den gesetzlichen Rahmen. Der Tugendkodex der Ritterschaft war ganz darauf gerichtet, die Führungsschicht im Sinne ihrer militärischen Aufgabenstellung auszubilden. Bereits mit sieben Jahren wurde der Edelknabe einem harten körperlichen Training unterzogen, Tapferkeit und Mut wurden zielstrebig entwickelt. Die gründliche Vorbereitung auf den Berufsberuf war das Ziel der Erziehung. Mit 14 Jahren wurde der Edelknabe zum Knappen und erlernte jetzt das Waffenhandwerk. Die sieben ritterlichen Künste: Reiten, Schwimmen, Bogenschießen, Faustkampf, Jagd, Schachspiel und das Versenmachen bildeten den Stundenplan seiner Lehrzeit. Mit 21 Jahren war die Ausbildung beendet. Der Knappe erhielt den Segen der Kirche und konnte zum Ritter geschlagen werden.

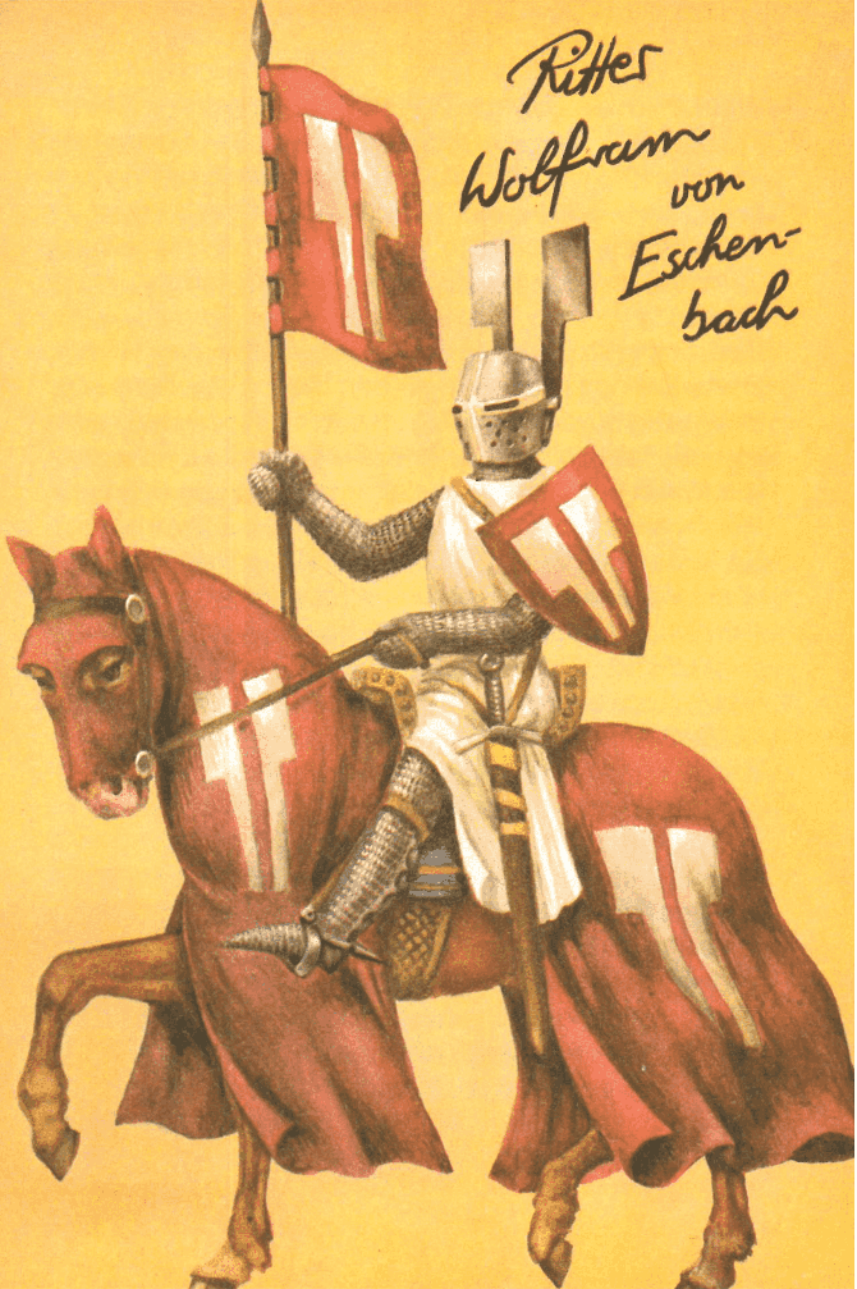
Militärische Aktionen, Feldzüge und Krönungsfeierlichkeiten bildeten meist den stimmungsvollen Hintergrund für diese Zeremonien. Die Geschichtsschreibung hat einen Bericht von den Feierlichkeiten bei einer Schwertleite im Jahre 1184 überliefert. Die Söhne Kaiser Friedrichs I. sollten in Mainz zum Ritter geschlagen werden. 70000 Ritter aus allen Teilen des Reiches hatten sich zum Fest eingefunden. Eine ganze Zeltstadt mit Kirche und Festhallen wurde eigens für diese Zeremonie erbaut.

Mit dem Ritterschlag waren alle Voraussetzungen erfüllt, daß der junge Adelsproß zum vollwertigen Mitglied seiner Klasse wurde. Jetzt durfte er selbst Lehen empfangen und geben, jetzt durfte er heiraten und in Ämter des Reiches aufrücken. Selbstverständlich mußten die Kosten für die aufwendigen Feierlichkeiten zur Erlangung der Ritterwürde vom Volk getragen werden. Seit dem 13. Jahrhundert ist die Erhebung einer Rittersteuer, die an den Herrscher zu diesem Zweck abgeführt werden mußte, urkundlich nachweisbar. Im 15. Jahrhundert artete der Ritterkult völlig zum Geldgeschäft aus. Besonders Kaiser Sigmund machte Bürger und Bauern zum Ritter, wenn sie nur die erforderlichen Mittel zur Finanzierung dieses Titels aufbringen konnten.

Über die Rüstung des Ritters sind genaue Kenntnisse vorhanden. Die Museen pflegen sorgfältig die auf recht unterschiedliche Weise gemachten Funde. In verschütteten Brunnen der Burgen waren viele Waffen der Ritter jahrhundertlang verborgen. Auf Siegeln, mit denen der Feudaladel seine Urkunden versah, und auf Grabsteinen sind Ritter in ihren Rüstungen so gut wiedergegeben, daß damit Zeitdokumente von unschätzbarem Wert für die Waffenkunde erhalten sind.

Der mittelalterliche Ritter hatte Schutz- und Trutzwaffen. Mit den ersteren wollte er die Wirkung gegnerischer Waffen vom eigenen Körper abwehren. Mit den Trutzwaffen griff er selbst den Gegner an und versuchte, ihn zu töten. Wer Waffen einsetzen konnte, die der Feind noch nicht kannte, ging meist als Sieger vom Schlachtfeld. Als in der ersten Hälfte des 15. Jahrhun-

Ritter
Wolfram
von
Eschen-
bach



derts die hussitischen Truppen erstmals in größerem Umfang mit der neuartigen Feuerwaffe ausgerüstet wurden, waren sie mit dieser Kriegstechnik dem kaiserlichen Heer überlegen. Immer hatten Fortschritte in der Metallhüttentechnik und in der Werkstoffverarbeitung unmittelbar Auswirkungen auf die Entwicklung neuer Waffen.

Das Schwert war die wichtigste Waffe des Ritters. Deshalb wurde es zum Symbol des Rittertums. Die Schwertleite, der Schwur, die Rechtsprechung, alles war mit dem Schwert verknüpft. Mystische Zeichen auf der Waffe sollten ihr überirdische Kräfte verleihen. In der Heldensage hatten die berühmten Schwerter der Recken einen Namen. Bekannt sind Siegfrieds Balmung und Hildebrands Freisant. Die Namensgebung macht deutlich, daß im Schwert nicht nur ein Gebrauchsgegenstand gesehen wurde.

Das Schwert war im Laufe der Jahrhunderte vielfältigen Veränderungen unterworfen. Da der Ritter seinen Kampf vorwiegend zu Pferd führte, wurde die Klinge bis zu etwa einem Meter verlängert, um auch einen am Boden liegenden Feind zu erreichen. Die lange Klinge wiederum hatte Auswirkungen auf die Gestaltung der übrigen Schwertteile. Der Griff sollte für beide Hände umfaßbar sein. Der Knauf, wie der Abschluß des Schwertgriffes hieß, mußte also als Masseausgleich zur Klinge schwerer gemacht werden. Auf zeitgenössischen Darstellungen ist zu sehen, daß diese Veränderungen genutzt wurden, um im Bedarfsfalle auch das Schwert, bei der Klinge gefaßt, als Schlagwaffe zu verwenden.

Auch die Parierstange war einer Reihe von Formänderungen unterworfen. Zwischen Klinge und Griff angebracht, sollte sie die Hand vor der Schneide des eigenen Schwertes schützen. Bald wurde sie verlängert und später in Richtung der Klinge an den Enden abgebogen, um die gegnerische Klinge beim Schlagabtausch abzuweisen.

Den Nahkampf entschied die geschickte Handhabung des Schwertes. Die Wirkung solch eines Hiebes war recht bedeutend. 1053 wurde erstmals das später wiederholte Ereignis erwähnt, daß ein Schwerthieb den Leib des Gegners vom Scheitel herab völlig zerspalten habe.

Wenn Ritter im Kampf ihre Pferde aufeinandertrieben, versuchten sie zuerst ihren Gegner mit einer Lanze vom Roß zu stoßen. Lanzen oder Spieße bestanden aus dem Speereisen – einer kurzen Klinge – und dem hölzernen Schaft. Oft war nach dem Eisen ein Fähnchen befestigt. Es trug das Kennzeichen des Ritters und sollte wohl auch das gegnerische Pferd zum Scheuen bringen. Bei den berittenen Truppen hatte sich diese Waffe bis in das 20. Jahrhundert erhalten.

Helm, Schild und Harnisch mußten den Ritter vor Hieben, Stößen und vor Geschossen schützen. Bis zu 30 Kilogramm hatte er an Eisen, Kettenwerk und Leder für den Schutz seines Körpers zu tragen. Nur zu Pferd war der Ritter beweglich. Zu Fuß konnte er mit dieser Last nur kurze Strecken zurücklegen. Um auf das Pferd zu steigen, mußte er eine Leiter benutzen. War der Ritter durch gegnerische Waffen heruntergestoßen worden, gab es wenig Aussicht, die Schlacht im Sattel fort-

zusetzen. Auch sonst brachte die Rüstung viele Unannehmlichkeiten mit sich. In der Sonne heizten sich die Metallteile stark auf. Da die Belüftung der Rüstung durch Ledereinlagen und Roßhaarpolster ohnehin behindert war, stellten sich nach kurzer Zeit unerträgliche Temperaturen ein. Es ist verbürgt, daß sich in den Rüstungen Unmengen von Ungeziefer ansammelten, die das Tragen dann vollends zur Qual machten.

Dem Helm wurde als wichtigstem Körperschutz schon immer größte Aufmerksamkeit geschenkt. Als Ausrüstungsgegenstand des Soldaten ist er bis heute erhalten geblieben und laufend den Erfordernissen der Kampftechnik angepaßt worden. Fortschritte in der Eisenverarbeitung machten es erstmals im 11. Jahrhundert möglich, den Helm aus einem Stück herzustellen. Ende des 12. Jahrhunderts kam der Topfhelm auf. Er bedeckte rundum den gesamten Kopf, saß auf den Schultern auf und wurde über einer gefütterten Lederhaube getragen. Nur über zwei Schlitze konnte der Ritter das Nötigste sehen. Die Löcher vor dem Mund sorgten für die Belüftung und ermöglichten die Verständigung mit der Umwelt.

Ein bedeutender Fortschritt wurde Mitte des 14. Jahrhunderts durch die Einführung des beweglichen Visiers erzielt. Die Hundsgurgeln, wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem spitzen Hundekopf so genannt, hatten einen verhältnismäßig großen Gesichtsausschnitt. Erst unmittelbar vor dem Kampf klappte der Ritter das Visier herunter und schützte so seinen Kopf.



Am Helm war oft eine Halsbrünne befestigt, die lückenlos den Körper bis zur Brust und die Halspartien umschloß. Das lange Panzerhemd wurde wegen der maschenartig ineinandergreifenden feingliedrigen Eisenringe oft Kettenhemd genannt. Da es sich wegen seiner hohen Beweglichkeit ausgezeichnet den Körperformen anpaßte, blieb es bis zum Ausgang der Ritterzeit in Gebrauch. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts fertigten die Plattner in den Städten leichte Brustharnische. Sie folgten den Körperformen und hielten wegen ihrer hohen Festigkeit den weiterentwickelten Waffen besser stand.

Je fester die Rüstung, desto kleiner konnte der Schild als bewegliche Körperdeckung werden. Noch im 11. Jahrhundert waren große, nach unten spitz zulaufende Schilde üblich, die sich aber für den Reiterkampf bald als zu unhandlich erwiesen. Die im 12. Jahrhundert aufkommenden Reiter-Tartschen waren leichte, dreieckige Holzschilde, die mit Leder überzogen wurden. Meist war auf ihnen das Wappen des Ritters aufgemalt. Dadurch konnte im Kampf Freund und Feind gut unterschieden werden.

Im Burgenkampf hatte der Schild auch symbolische Bedeutung. Hängte ihn der Burgherr auf die Zinnen, hieß das für den Feind, daß die Burg gerüstet und mit allen Mitteln zur Verteidigung entschlossen war.

Schuß- und Feuerwaffen

Der Wunsch, einen Feind bereits auf größere Entfernung bekämpfen zu können, hatte sich schon bei den Ägyptern ausgebildet. Pfeil und Bogen waren bereits

bei den alten Völkern, besonders aber bei den Griechen, als Fernwaffe in Gebrauch. In der Beschreibung des Trojanischen Krieges wird erwähnt, daß die Pfeile so dicht wie Schneegestöber fielen. Wegen der Treffsicherheit über eine Entfernung von 200 Metern und der hohen Schußfolge fanden sie bis in das 18. Jahrhundert hinein im bewaffneten Kampf, aber auch für die Jagd Verwendung. Trotz der Vorzüge schien diese Waffe bei den Schlachten um die Feudalburgen nur vereinzelt eingesetzt worden zu sein. Es lassen sich deshalb auch kaum noch Schießscharten an den Burgen für den Schuß mit Pfeil und Bogen finden.

Die Armbrust vervollkommnete das Wirkungsprinzip von Pfeil und Bogen. Auch dort wurde die in einem Bogen gespeicherte Energie genutzt, speerähnliche Flugkörper über weite Entfernungen auf einen Feind zu schießen. Das Prinzip der Armbrust wurde bereits im 3. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung von den Chinesen entdeckt. Doch erst im 10. Jahrhundert waren in Deutschland Voraussetzungen vorhanden, Werkstoffe bereitzustellen, die bei den verschiedensten Temperaturen große Spannungen aushielten. Der Armbrust bedienten sich beim Burgenkampf nur die Knechte. Für den Ritter galt sie als nicht standesgemäß. Noch 1139 drohte ein Kirchenkonzil jedem mit dem Bannfluch, der diese Waffe gegen einen Christen einsetzte. Nur Ungläubige durften nach dem Willen der Kirche mit der Armbrust getötet werden. Anfang des 13. Jahrhunderts hatte sich dann die Waffe trotz der kirchlichen Vorbehalte durchgesetzt. Die Minnesänger lobten sie in ihren Liedern, in den Illustrationen zeit-

genössischer Handschriften war sie als Verteidigungswaffe der Burgbesatzung zu sehen. Das fortschrittliche Bürgertum hatte bald erkannt, daß die von einer Armbrust abgeschossenen Bolzen sogar die Rüstung der Ritter durchschlugen. Die Städte bildeten ihre Bürger in Armbrustschützengilden aus und schufen damit beste Voraussetzungen zur Verteidigung ihrer Stadtmauern. An den Burgen wurden in großer Zahl Scharren für die Armbrustschützen eingerichtet.

Vergleich der Leistung verschiedener Waffen

Waffe	Schußfolge	Treffsichere Entfernung
Pfeil und Bogen	8 pro Minute	200 Schritt
Armbrust	1 pro Minute	400 Schritt
Handbüchse mit Luntenzündung	1 pro 3 Minuten	250 Schritt

Die Schußentfernung der Armbrust wuchs mit zunehmender Spannung des Bogens. Zur Erhöhung der Elastizität wurde er aus verschiedenen Werkstoffschichten aufgebaut. (Heute ist das gleiche Prinzip an den Skiern zu finden, die auch schichtweise verleimt werden, um große Durchbiegungen zu ermöglichen.) Über eine Hanfsehne spannte der Schütze dann den Bogen. Dabei rastete die Sehne in eine „Nuß“ ein und konnte erst nach Betätigung des Abzughebels wieder aus ihrer Arretierung befreit werden. Bei der einfach-

sten Methode, die Waffe zu spannen, trat der Schütze mit einem Fuß in einen Steigbügel, der am Ende der Mittelsäule der Armbrust befestigt war. Er gab so der Waffe beim Spannen die erforderliche feste Lage. Die Benutzung eines Spannhakens, den der Schütze gewöhnlich am Gürtel trug, ermöglichte eine weitere Steigerung der gespeicherten Energie. Durch Verwendung des Geißfußes wurden die Hebelgesetze ausgenutzt und mit relativ geringer Muskelkraft große Spannkräfte erzeugt. Am Ende des 14. Jahrhunderts traten an der Armbrust mechanische Hilfsmittel in Form einer Winde auf. Nach dem Wirkprinzip eines heutigen Kfz-Wagenhebers wurde der Bogen maximal gespannt und damit die Durchschlagfähigkeit der Armbrust voll ausgenutzt. Doch nicht nur die Aufbringung der Zugkräfte bereitete den Bognern Kopfzerbrechen, sie mußten auch nach Lösungen suchen, um bei Regen oder Nebel einer unerwünschten Dehnung der Sehne entgegenzuwirken, die dann die Wirkung der Waffe einschränkte.

Die Annahme, daß die Feuerwaffen sofort nach ihrer Erfindung eine sprunghafte Veränderung der Kriegführung nach sich zogen, ist falsch. Zu groß waren die Nachteile, die den ersten Handbüchsen anhafteten. Das Pulver mußte vom Schützen einem Ledersäckchen entnommen und in genauen Mengen der Büchse zugemessen werden. Wurde zuviel Pulver genommen, konnte die Waffe dem Schützen mehr Schaden zufügen als dem Gegner. Um das zu verhindern, trug jeder Schütze ständig ein Pulvermaß bei sich. Die Geschosse waren ebenfalls Eigenfertigung. Gefährlich war der

Umgang mit der brennenden Lunte. Sie wurde bereits vor dem Gefecht gezündet und konnte nun stundenlang glühen. Etwa 60 Zentimeter brannte die Lunte in der Stunde ab. Wehe, wenn beim Laden der Waffe mit dem Pulver unvorsichtig umgegangen wurde! Die notwendigen Handgriffe bis zum ersten Schuß waren äußerst aufwendig. Meist wurden diese Büchsen sogar von zwei Mann bedient. Bei nassem Pulver versagte die Waffe völlig.

Wenn auch Mitte des 14. Jahrhunderts in Berlin-Spandau und in Augsburg Fabriken das Pulver in großen Mengen herzustellen begannen, sollte es fast noch 100 Jahre dauern, bis die Feuerwaffen den Ausgang einer Kampfhandlung entscheidend beeinflussen konnten. Vor allem die Zündung der Pulverladung schränkte die Gebrauchsfähigkeit der Gewehre ein. Erst als es gelang, den Schuß durch einen sinnvollen Mechanismus auszulösen und der Schütze sich somit ganz auf das Anvisieren des Gegners konzentrieren konnte, verbreitete sich die Feuerwaffe. Trotzdem bestand die Armbrust noch lange Zeit gleichberechtigt neben der Handfeuerwaffe, da sie schnell wieder schußbereit war. Die Gewehre mußten nach jedem Schuß gereinigt werden, weil das Pulver des Mittelalters nicht rückstandsfrei verbrannte.

Der Kampf um die Burg

Jeder ging dem Burgherrn von Rathen aus dem Weg. Nur mit Gewalt hatte sich Petrus von Michelsberg beherrscht, als der Bote von der Burg Hohnstein die Nachricht seines Herrn Hinko von der Duba über-



brachte. Wegen des Waldes auf der Ebenheit ging schon seit Jahren der Streit mit denen von der Duba auf Hohnstein. Manchmal hatte er seine Nachbarn in Verdacht, daß sie den Händel nur suchten, um ihre Rauflust auszutoben. Zu unbedeutend war oft der Anlaß, um den sie einen Streit vom Zaune brachen. Nur um ihn zu reizen, hatten sie erst vor kurzem sein Vieh von der Weide auf der Ebenheit weggetrieben. Sicher war auch der Brand zur Erntezeit im vergangenen Jahr der Arglist der Hohnsteiner zu verdanken.

Nun hatten die Nachbarn das Maß voll gemacht. Hinko von der Duba warf ihm den Fehdehandschuh hin. Drei Tage blieben ihm, Petrus von Michelsberg, nach alter Sitte Zeit, sich auf den Kampf vorzubereiten. Aber der auf Hohnstein sollte sich nicht täuschen! Auch ein Petrus von Michelsberg hatte mächtige Freunde. Hoffentlich kommen die Boten, die er gen Süden geschickt hat, rechtzeitig zu seinen Mannen. Johann von Wartenberg auf der Burg Blankenstein würde sicher mit seinen Knappen anrücken. Hatten doch auch die Michelsberger im vergangenen Jahr dem Vetter in einem Händel geholfen. Ebenso von seinem Vasallen Niklas Hockacker auf dem Falkenstein erhoffte er sich Hilfe. Niklas folgt bestimmt nur mürrisch seiner Botschaft, doch er würde sich letztlich seines Lehnsbriefes erinnern. Stand doch dort schwarz auf weiß, daß er als Erbvogt von den Michelsbergern sein Lehen mit der Burg Falkenstein nur unter der Bedingung erhalten hatte, daß er jederzeit den Michelsbergern seine Burg offenhielt, daß er sie aber auch in ihren Fehden und Kriegszügen mit ganzer Kraft zu unterstützen hatte.

Sorgen wie die des Petrus von Michelsberg auf der Burg Rathen begleiteten den Ritteradel durch das gesamte Mittelalter. Seit dem 9. Jahrhundert entwickelte sich der Privatkrieg, die Fehde zwischen den adligen Geschlechtern, immer stärker. Der Streit, der bewaffnete Überfall waren Ritterrecht. Nur die Interessen der Kirche und des Reiches durften dabei nicht beeinträchtigt werden. Die Ritter konnten sich blutige Kämpfe liefern, sie brauchten dabei auch nicht das Leben ihrer Untertanen zu schonen, wenn sie nur die Obrigkeit in Frieden ließen. Erst im 13. Jahrhundert, als der Krieg von Burg zu Burg Wirtschaft und Ordnung im gesamten Land zu gefährden begann, wurde versucht, die Fehden durch Landfriedensordnungen einzuschränken.

Der Burgherr konnte sich nur durch die Stärke seiner Burgmauern vor der Rauflust und der Eroberungsgier seiner Feinde schützen. Kam es zur Fehde, war er alleiniger militärischer Kommandant in der Burg. Unterstützung wurde ihm von den wehrfähigen Männern, die ständig auf der Burg lebten – den Burgsassen – und den unbesessenen Burgmannen gewährt. Diese waren ihm entweder als Verwandte oder durch lehnsrechtliche Abhängigkeit verpflichtet, aktiv zur siegreichen Beendigung der Fehde beizutragen.

Ältere Darstellungen, wo Ritter so zahlreich wie Ameisen um die Mauern kämpften, haben falsche Vorstellungen von der Größe der Burgbesatzung gefördert. Die engen Räume in der Kernburg machten die ständige Ansammlung vieler Menschen unmöglich. Auch die Wohnverhältnisse der Vorburg oder im Burgviertel waren in der Regel beengt. Selten wohnten in einer

Feudalburg in Friedenszeiten ständig mehr als zehn wehrfähige Männer. Aus den Chroniken der Ordensritter ist ersichtlich, daß ihre Burgen etwa mit vier Ordensrittern und 20 Kriegern besetzt waren. Von der kaiserlichen Burg Karlsfried im Zittauer Gebirge ist bekannt, daß sie 1424 gegen die Angriffe hussitischer Truppen nur von einem Hauptmann und 12 Kriegern verteidigt wurde.

War eine Fehde angesagt, oder war eine Belagerung abzusehen, wurde die Besatzung der Burg verstärkt. Jeder Feudalherr versuchte, sich mit der Weitergabe von Lehen des Kriegsdienstes von Vasallen zu versichern. Auf Befehl fanden sich diese unbesessenen Burgmannen mit den Verwandten und Freunden des Burgherrn zum Kampf auf der Burg ein.

Im 14. Jahrhundert hatte die in den Städten entwickelte Geldwirtschaft zunehmend Auswirkungen auf den Burgendienst. Mehr und mehr wurden Dienstleistungen bei der Verteidigung der Burgen in Geld abgegolten. Burgenbesetzungen wurden in Sold genommen und die Leitung der militärischen Operation auf der Burg einem Kastellan übertragen. Das Geld lockerte die ritterlichen Sitten und trug zum Verfall des Ritterwesens entscheidend bei.

Es gab drei Möglichkeiten, sich in den Besitz einer gegnerischen Burg zu setzen: die Eroberung im Handstreich, das Aushungern der Burgbesatzung und die Zerstörung wichtiger Burgteile mit Belagerungsmaschinen. Die Eroberung im Handstreich oder durch Verrat war die wirkungsvollste Art. Der bestochene Torwächter, die überrumpelte Torwache oder das im

Schutz der Nacht von eingestiegenen kühnen Männern geöffnete Burgtor gaben den Burgsagen immer neue Nahrung.

Wesentlich zeitaufwendiger war der Versuch, die Burgbesatzung durch Nahrungsmittelmangel zur Übergabe zu zwingen. Größten Erfolg hatten solche Unternehmungen, wenn die Burg keinen eigenen Brunnen besaß und in der trockenen Jahreszeit die Wasservorräte in der Zisterne erschöpft waren. Da nicht nur der Mensch, sondern auch die in der Burg gehaltenen Tiere täglich mit Wasser versorgt werden mußten, war die Wasserbereitstellung vor allem bei Höhenburgen von größter Bedeutung. Dennoch haben sich monatelang auch kleine Burgen gegen überlegene Belagerungstruppen gehalten. 1348 belagerte der Bischof von Naumburg über drei Monate die Rudelsburg. Die wohl längste Belagerung hielt die Burg Rathen im Elbsandsteingebirge aus. Von 1467 bis 1469 versuchten die sächsischen Fürsten vergebens, sie mit Waffengewalt zu erobern. Erst als der Dachstuhl in Brand geschossen wurde, mußten sich die Raubritter ergeben. Die große Burg Karlštejn in der ČSSR ist nie erobert worden. 1422 lagen zeitweise 24 000 Hussiten vor ihren Mauern. Die Burgbesatzung hielt einer ununterbrochenen Belagerung von 24 Monaten stand.

Die Belagerung und die Zerstörung von Befestigungsanlagen mit Belagerungsmaschinen haben die Schriftsteller der römischen Kriegskunst ausführlich beschrieben. Auch die mittelalterlichen Chroniken sind voll von Berichten, wie Städte und Burgen belagert und gestürmt wurden. Nach Heimkehr von den Kreuzzügen

nutzten die Ritter ihre Erkenntnisse, die sie bei den langwährenden Belagerungen im Vorderen Orient gesammelt hatten. Ob allerdings die in den Büchern abgebildeten und beschriebenen komplizierten Belagerungsmaschinen verbreitet im Kampf eingesetzt wurden, ist zweifelhaft. Bei Höhenburgen waren durch die unwegsame Lage und das zerklüftete Vorgelände meist keine Voraussetzungen zur Aufstellung der oft tonnenschweren Belagerungseinrichtungen vorhanden.

Dazu kam der hohe Transport- und Bedienungsaufwand für die Maschinen, der den Einsatz bei den Fehden zwischen den Rittern des niederen Adels von selbst verbot.

Es ist auch zu bedenken, daß die Burgbesetzungen hinter ihren festen Mauern gegen einen im wesentlichen ungedeckt operierenden Feind ohnehin im Vorteil waren.

Trotzdem ist es aufschlußreich, welche vielfältigen Möglichkeiten gefunden wurden, die Wehrbauten der Burg zu zerstören und in das Burginnere einzudringen. Eine beliebte Belagerungsmaschine war der Widder. In einem Gestell hing pendelnd ein schwerer Balken, der an seinem vorderen Ende mit einem metallenen Kopf, dem Widderkopf, bewehrt war. Hatte die schwere Masse durch mehrmaliges Hinundherbewegen die nötige Energie erhalten, wurde diese zum Einrammen des Tores oder auch der Mauer verwandt. Der Pendelvorgang konnte beliebig wiederholt werden und hatte bei Vergrößerung der Bedienmannschaft eine höhere Wirkung. Um der Zerstörung der Mauer durch solche

Maschinen zu entgehen, dachte sich 1159 Kaiser Friedrich I. bei einer Belagerung einen teuflischen Plan aus. Er ließ gefesselte Gefangene von der Mauer herab und zwang so seinen Feind, von der Zerstörung der Mauer abzulassen.

Gedeckt durch fahrbare Dächer, versuchten sich die Angreifer vor dem Beschuß oder dem Übergießen mit heißem Pech von der Mauer herab zu schützen. Mit Hilfe von Katzen, wie derartiges bewegliches Deckzeug genannt wurde, soll auch versucht worden sein, die Mauer durch Untergraben zum Einstürzen zu bringen. Vor dieser Belagerungsmethode waren natürlich die auf dem Fels erbauten Burgen sicher.

Der Einsatz eines Wandelturmes oder eines Ebenhoch, wie er auch hieß, setzte ein völlig ebenes Vorfeld in unmittelbarer Nähe der Mauer voraus. In diesem fahrbaren Belagerungsgerüst waren verschiedene Plattformen angeordnet, auf denen sich Krieger unmittelbar vor dem Sturm aufhalten konnten. Vor den feindlichen Geschossen deckten sie Holzbohlen, die wiederum wegen der Brennbarkeit mit nassen Tüchern oder Tierfellen benagelt waren. Der Wandelturm überragte die Mauer und wurde auf Rädern an diese herangeschoben. Über eine klappbare Brücke an der oberen Plattform des Turmes konnten die Belagerer die Mauer stürmen und sich den Einlaß in die Burg erkämpfen. Einfacher und deshalb weit verbreiteter waren Sturmleitern. Um diese oft recht langen Leitern besser an der Wand aufrichten zu können, waren sie an dem der Mauer zugekehrten Ende mit Rädern versehen.

Die Wurfgeschütze arbeiteten mit Hebeln, an deren

kürzerem Arm große Massen befestigt waren. Der längere Hebelarm hatte am Ende eine Schleudereinrichtung. Wurde die Verriegelung des Geschützes freigegeben, versetzte die große Masse die Maschine in Bewegung und löste am langen Hebelarm einen Wurf aus. Geschleudert wurden schwere Steine, aber auch Brandsätze, mit denen die Holzbauten der Burg entzündet werden sollten. Es wurde auch Unrat und Kot, die Anfänge bakteriologischer und chemischer Kampfstoffe, in die Burg geschleudert. Sogar Bienenkörbe mit den stechlustigen Insekten sollen über Wurfmaschinen befördert worden sein.

In Frankreich hat man im vergangenen Jahrhundert mittelalterliche Belagerungsmaschinen nachgebaut, um deren Wirksamkeit durch Versuche zu testen. Dabei wurden 100 Kilogramm schwere Steine über 76 Meter Entfernung befördert, wenn drei Tonnen Masse zur Beschleunigung des Wurfsatzes wirksam wurden. Bei der geringen Treffsicherheit war es notwendig, den Beschuß über lange Zeit fortzusetzen. Von der Belagerung der Valckenburg berichten die Chroniken, daß so insgesamt 27 Wagenladungen Steine in die Burg geschleudert wurden.

Wie bei den Handfeuerwaffen, war auch bei den Geschützen die überdimensional vergrößerte Armbrust eine bewährte Vorstufe. Auf Wagen montiert, konnten schwere Pfeile oder Brandsätze auf große Entfernung in die Burg geschossen werden. In gleicher Weise wie der Angreifer nutzte natürlich auch die Burgbesatzung solche Wurfmaschinen, um gegnerische Belagerungseinrichtungen zu zerstören.

Meist hielten die starken Mauern der Burg diesen Belagerungsmaschinen stand. Endgültig unterlagen die Burgen aber mit dem Einsatz der Pulvergeschütze. Eine der größten Kanonen dieser Zeit, die „faule Magd“, ist heute noch bei einem Besuch auf der Festung Königstein zu sehen.

Als die Truppen des Naumberger Bischofs 1348 die Rudelsburg belagerten, wurde erstmals vom Einsatz eines durch Pulverladung betriebenen Geschützes in Mitteleuropa berichtet. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nutzen die Städte ihr Handwerk, um Feuerwaffen in Serienfertigung herzustellen und für ihre Wehraufgaben anzuwenden.

Je mehr die Artillerie sich entwickelte, desto hilfloser standen die mittelalterlichen Burgen ihr gegenüber. Es gelang nun, große Breschen in das schützende Mauerwerk zu schießen. Trotzdem galt es, noch eine Reihe von Schwierigkeiten bis zum massenhaften Einsatz der neuen Waffen zu überwinden. Einmal wurde ein großer Troß benötigt, um die schweren Geschützrohre in zum Teil unwegsames Gelände zu transportieren. Zum anderen war die Bedienung der ersten Geschütze nicht ungefährlich, da viele Rohre noch Verarbeitungsfehler aufwiesen und beim Schuß zersprangen. Dennoch war die Entwicklung nicht aufzuhalten. Aus den Chroniken des Ritterordens jenseits der Oder ist bekannt, daß sich in der Zeit von 1410 bis 1413 der Bestand an Pulvergeschützen von 173 auf 676 erhöhte.

„Labt euch vergnügt an mir ...“

Schon in alter Zeit war die Wasserstelle das Herzstück einer menschlichen Siedlung. Die Dorfgemeinschaften hüteten den Brunnen stets als Quelle des Lebens. Über die Jahrhunderte erhielt er sich seine Bedeutung als Zentrum des Gemeinwesens, als Treffpunkt von jung und alt nach getaner Arbeit.

Auch in den Wehranlagen wurde dem Trinkwasser größte Aufmerksamkeit geschenkt. Es galt, die Menschen und das in der Burg lebende Vieh zu versorgen, vor allem aber auch im Belagerungsfall genügend Wasser zur Verfügung zu haben. Gerade unter Feindeinwirkung, wenn brennende Geschosse die Holzbauten der Burg zu entzünden drohten, entschieden ausreichende Löschwassermengen über Erhalt oder Verderb der Anlage. Bei der Verteidigung wurde es siedend aus Gußkern oder von den Wehrgängen herab auf den Feind gegossen.

Beim Besuch einer Burg wird oft staunend festgestellt, welche aufwendigen technischen Lösungen gefunden wurden, um die Wasserversorgung zu gewährleisten. Meist hat man Erfahrungen aus dem Bergbau genutzt, wenn ein Brunnenschacht in den Berg geschlagen oder auch das Wasser aus der Tiefe in das Burggelände befördert werden mußte.

Die größten Bauleistungen waren bei den auf Fels errichteten Höhenburgen zu vollbringen. Sie hatten zwar den Vorteil, daß ein Angreifer schwer überwindliche Steilhänge zu bezwingen hatte und die Burgbesatzung ihn auf diesem Weg gut bekämpfen konnte. Andererseits mußten gerade bei diesen Burgen riesige Aufwendun-

gen zum Abteufen eines Brunnens erbracht werden. Von Fachleuten der Burgenkunde wird eingeschätzt, daß der Brunnenbau bei einer auf Fels stehenden Höhenburg noch einmal die gleichen Bauleistungen erfordert hat, wie sie für die Errichtung der Wehrmauern, der Türme und der übrigen Burgbauten notwendig waren.

Es ist aus diesem Grunde nicht verwunderlich, daß auch große Burgen reicher Territorialherren, wie die Wartburg und die Eckartsburg, keinen eigenen Brunnen hatten. In vielen Burgen der Mittelgebirge fehlen Brunnen oder wurden erst zu einer Zeit erbaut, als die Bergbautechnik sich vervollkommnete und das Abteufen tiefer Schächte auch im harten Gestein möglich wurde. Diese Brunnen haben wegen der enormen menschlichen Leistung, die bei ihrem Bau erbracht werden mußte, Berühmtheit erlangt und werden heute noch von den Touristen bewundert.

Erst im 17. Jahrhundert gelang es Freiburger Bergleuten, auf der Burg Stolpen den eisenharten Basalt des Burgfelsens zu bezwingen. In einer Bauzeit von 22 Jahren wurde der Brunnenschacht über eine Tiefe von 82 Metern aus dem Gestein herausgearbeitet. Mit Holzfeuer mußte der Basalt immer wieder erhitzt und danach mit Wasser abgeschreckt werden. Erst dann wurde der Stein mürbe und ließ sich bearbeiten. Rechnet einmal nach, wie mühsam die Bergleute zum Grundwasser vordringen mußten. Im Durchschnitt der Bauzeit gab der Berg täglich nur etwa zehn Millimeter den Weg in die Tiefe frei. Man kann sich leicht vorstellen, wie kompliziert die Arbeit wurde, als der Vor-

trieb die größeren Tiefen erreichte und Menschen, Brennholz und das abgebaute Gestein über lange Wege transportiert werden mußten.

Der Brunnen auf der Burg Stolpen kann sich jedoch noch nicht mit dem Brunnen der Burg Kyffhausen messen, der 176 Meter tief ist und schon in romanischer Zeit erbaut wurde. Auch auf der Augustusburg mußte in siebenjähriger Bauzeit unter der Leitung des Freiburger Oberbergmeisters Planer der Brunnen 170 Meter in den Porphyr verteuft werden, ehe die begehrte Flüssigkeit in ausreichendem Maße gefördert werden konnte. Die Bauleistungen lassen sich abschätzen, wenn die 72 000 Gulden Baukosten des Brunnens mit dem Jahreslohn eines Landarbeiters von weniger als 10 Gulden verglichen werden. Der gleiche Bergmeister baute auch den Brunnen auf dem Königstein in der Sächsischen Schweiz. Sechs Jahre dauerte es, ehe der 152 Meter tiefe Schacht in den Sandstein geschlagen war.

Geheimnisvolle unterirdische Gänge, von denen die Bursagen und die alte Burgliteratur oft berichten, haben meist einen märchenhaften Ursprung und lassen sich nicht nachweisen. Anders ist dies bei den Seitenstollen an einzelnen Tiefbrunnen. Über diese Gänge konnte die Burgbesatzung im Notfall unbemerkt aus der Burg entfliehen. An den Brunnen der berühmten Burgen Karlštejn und Loket in der ČSSR, aber auch am Brunnen der Rochsburg im Bezirk Karl-Marx-Stadt sollen solche Seitenstollen vorhanden sein. Sicher waren diese unweit der Wasseroberfläche angebrachten Gänge auch sehr zweckmäßig, um Instandhaltungs-

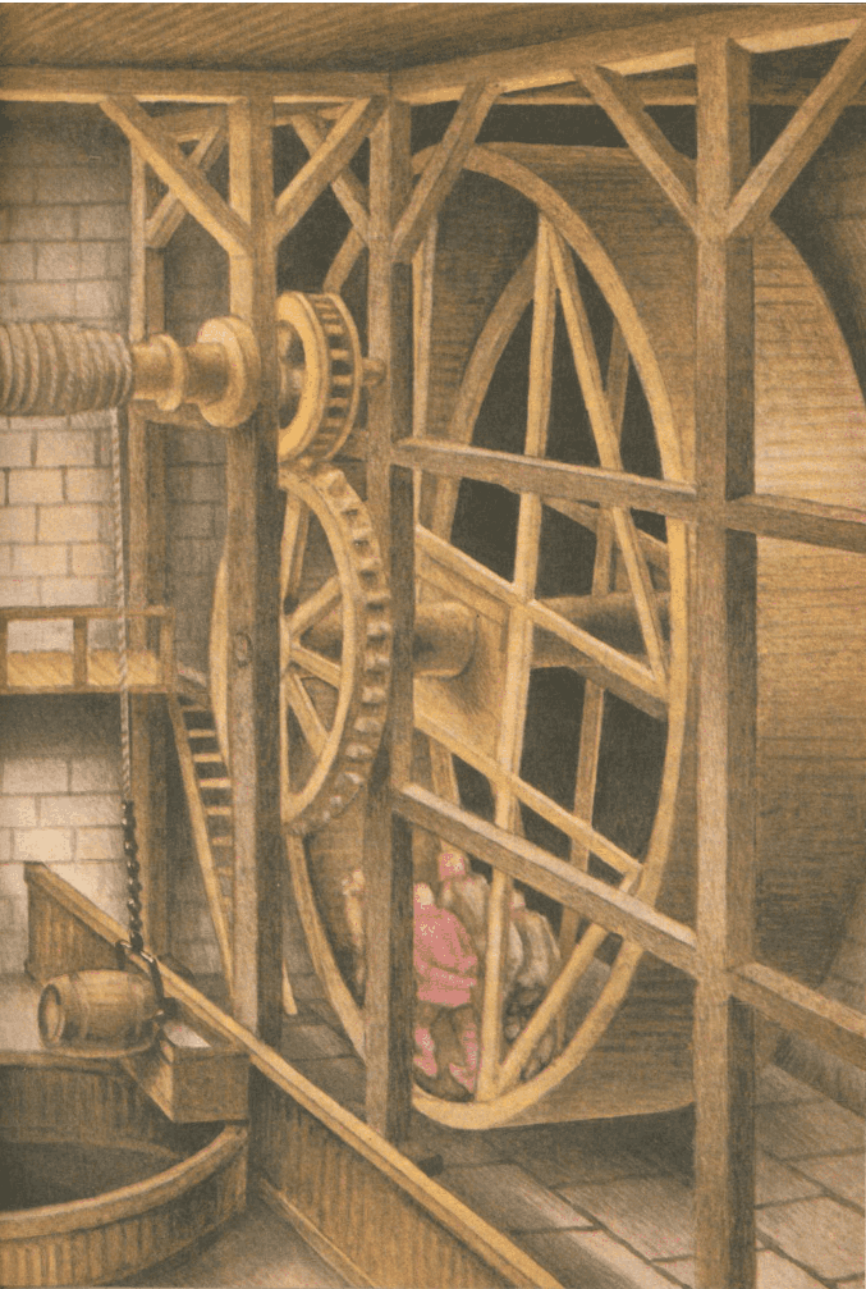
arbeiten vornehmen zu können. In den Rechnungsbüchern der Burgen tauchten immer wieder Ausgaben für Arbeiten auf, bei denen der Brunnen befahren werden mußte. Meist waren Gegenstände oder Tiere zu bergen, um das Wasser für den menschlichen Genuß zu erhalten. Es konnte aber auch vorkommen, daß Holzstücke oder abgerissene Schöpfeimer aus der Tiefe geholt werden mußten, weil der Fördervorgang durch sie behindert oder unmöglich gemacht wurde. Der Brunnen wurde durch ein Brunnenhaus geschützt, um eine Verschmutzung des Wassers zu vermeiden. Auch sollte es verhindern, daß durch Unachtsamkeit größere Gegenstände in den Schacht gelangten. Die oft recht aufwendigen Fördereinrichtungen mußten gegen Schnee und Regen abgedeckt werden. Da der Fördervorgang bei den Tiefbrunnen oft recht lange dauerte und in großen Burgen die Einrichtungen wegen der benötigten Wassermengen über längere Zeit in Betrieb gehalten werden mußten, waren die Brunnenhäuser wohl auch dem Bedienungspersonal ein angenehmer Schutz gegen die Witterung.

Das Wasser schöpfte man in Eimern oder in großen Eichenfässern, oft unter Verwendung eines Haspelantriebes, aus dem Brunnen. Als im Bergbau neue Technologien zur Förderung von Erz aus großen Tiefen entwickelt wurden, fanden diese Erkenntnisse auch bald in den Wehranlagen Anwendung. Das Göbelwerk der Augustusburg, mit seiner heute noch erhaltenen imponierenden Holzkonstruktion, führt auf solche bergbaulichen Quellen zurück. Von Ochsen angetrieben, setzte ein mechanisches Getriebe die Förderwelle in

Gang, über die zwei Tonnen abwechselnd aus der Tiefe gezogen wurden. Auch auf dem Königstein war von 1586 bis zum Einbau einer Dampfmaschine eine durch Muskelkraft betriebene Förderanlage in Betrieb. Auf alten Abbildungen ist noch das senkrecht stehende Tretrad von sieben Meter Durchmesser zu sehen. Das Rad hatte am gesamten Umfang eine zum Radmittelpunkt weisende Laufbahn, in der vier Menschen gehen konnten. Unter ihren Schritten drehte es sich und trieb die Förderwelle an. Täglich sechs Stunden mußte die stumpfsinnige Arbeit verrichtet werden, um den Wasserbedarf von 5 500 Litern für die gesamte Besatzung, einschließlich der Tiere, zu decken.

Hatte die Burg keinen Brunnen, wurde das Wasser in Friedenszeiten meist auf Eseln zur Burg getragen. Diese Art der Versorgung scheint vor allem in den Anfängen des Feudalburgenbaus recht verbreitet gewesen zu sein, denn an vielen Orten trifft man auf die Bezeichnung „Eselsteig“, oder man findet Rechnungen für Geldausgaben an Bedienstete, „die das Wasser führten mit dem Esel“. Für die Wartburg sind die Eseltreiber seit dem 15. Jahrhundert urkundlich nachweisbar. Nicht nur der Eselsritt zur Wartburg, sondern auch die Sage vom treuen Eseltreiber, der im 13. Jahrhundert die Flucht der Landgräfin Margarethe von der Wartburg ermöglicht haben soll, erinnern heute noch an diese Methode des Wassertransportes. Jahrhundertlang trabten die Langohren, wassergefüllte Ledersäcke auf dem Rücken, täglich mehrmals vom Tal zur Burg.

Tretrad zur Wasserförderung



Um die zu transportierenden Wassermengen möglichst gering zu halten, sammelte man auch das von den Dächern abfließende Regenwasser in großen Behältern. Meist wurden dazu runde Bohrungen bis zu acht Metern Durchmesser in den Fels geschlagen, die drei, aber auch bis zu zwanzig Meter tief sein konnten. Diese Wassertanks speicherten viele tausend Liter Flüssigkeit. Besonders bei einer Belagerung waren Zisternen, so lautet die Fachbezeichnung für solche Bauwerke der Wasserbevorratung, von entscheidender Bedeutung. Zisternen hatten jedoch den Nachteil, daß die Wasserqualität oft zu wünschen übrigließ. Aber auch für dieses Problem gab es eine technische Lösung. In die Zisterne wurde zentral eine Brunnenröhre eingelassen. Um sie herum hat man groben Sand oder poriges Gestein gefüllt. Auf dem Weg zur Brunnenröhre wurde das Wasser durch die losen Gesteinsschichten gefiltert und konnte gereinigt aus der Röhre entnommen werden. Oft sind diese hölzernen Einbauten jedoch im Laufe der Jahrhunderte verrottet, so daß sie in ihrer ursprünglichen Form nicht mehr anzutreffen sind. Als 1967 die Zisterne auf der Wartburg ausgeräumt wurde, um Munition aus dem zweiten Weltkrieg zu bergen, waren diese Filteranlagen nicht mehr zu finden. Nach der älteren Literatur soll es sie aber gegeben haben. Obwohl jede Wasserversorgungsanlage außerhalb des Berings von Feinden leicht zerstört werden konnte, entstanden zum Ende der Burgenbauzeit viele solcher Fördereinrichtungen mit teilweise sehr interessanten technischen Lösungen. Das Wasser mußte dabei über große Entfernungen in hohlgebohrten Baumstämmen

transportiert werden. Trotzdem waren diese hölzernen Wasserleitungen weitaus billiger als ein Tiefbrunnen. In der Burg Schwarzenberg im Erzgebirge gab es schon im 16. Jahrhundert eine Leitung, die das Wasser zur Burg beförderte. Die Witterung, vor allem der Frost, haben der Leitung oft Schaden zugefügt, so daß die hohlen Baumstämme häufig ersetzt werden mußten. Trotz der hohen Instandhaltungskosten waren die Leitungen aber über mehrere Jahrhunderte in Betrieb.

Im Museum der Burg Stolpen sind hohlgebohrte Baumstämme der 1563 fertiggestellten Wasserkunst zu sehen. Ein Modell zeigt die Pumpenantriebe und die Wirkungsweise dieses bedeutenden Zeugnisses der technischen Geschichte. Etwa 1200 Baumstämme mußten zur Rohrleitung zusammengefügt und gegeneinander abgedichtet werden.

Leben und Wohnen in der Burg

Wie unwohnlich das Leben in einer Burg war, ist einem Brief Ulrich von Huttens zu entnehmen, den er 1518 an seinen Freund, den Nürnberger Ratsherrn Willibald Pirckheimer, schrieb. Darin heißt es: „In den Städten könnt ihr nicht nur friedlich, sondern auch bequem leben, wenn ihr es euch vornehmt. Aber glaubst du, daß ich unter meinen Rittern jemals Ruhe finden werde? Und hast du vergessen, welchen Störungen und Aufregungen die Menschen in unserem Stand ausgesetzt sind? Glaube das nicht und vergleiche nicht dein Leben mit meinem! Um uns steht es so, daß mir die Zeitläufe keine Ruhe ließen, sogar wenn ich ein höchst ansehn-

liches Erbe besäße und von meinen Einkünften leben könnte. Man lebt auf dem Feld, im Wald und in den bekannten Burgen auf dem Berg. Die uns ernähren, sind bettelarme Bauern, denen wir unsere Äcker, Weinberge, Wiesen und Wälder verpachten. ... Die Burg selbst, ob sie auf dem Berg oder in der Ebene liegt, ist nicht als angenehmer Aufenthalt, sondern als Festung gebaut. Sie ist von Mauern und Gräben umgeben, innen ist sie eng und durch Stallungen für Vieh und Pferde zusammengedrängt. Daneben liegen dunkle Kammern, vollgepfropft mit Geschützen, Pech, Schwefel und sonstigem Zubehör für Waffen und Kriegsgerät. Überall stinkt es nach Schießpulver; und dann die Hunde und ihr Dreck, auch das – ich muß es schon sagen – ein lieblicher Duft! Reiter kommen und gehen, darunter Räuber, Diebe und Wegelagerer. Denn fast für alle stehen unsere Häuser offen, weil wir nicht wissen, was das für Leute sind, ...“

Weiträumige Palasbauten mit reichen Schmuckformen, wie sie noch in der Wartburg und in anderen großen Hofburgen erhalten sind, bestimmten also nicht das allgemeine Bild der feudalen Wehranlage. Die Enge des Bauplatzes auf schmalen Bergsporn, die steil ansteigenden, schlecht befahrbaren Burgwege und der Zeitdruck beim Burgenbau bedingten, daß ausschließlich die Wehrfähigkeit in den Vordergrund gestellt wurde. Die Wohnlichkeit der Räume hatte sich ganz dem militärischen Zweck unterzuordnen.

Wie unbequem mag der Aufenthalt im Winter auf einer kleinen Feudalburg gewesen sein! Kaum ein Sonnenstrahl konnte in die Räume eindringen. Die schma-

len Lichtschlitze im Mauerwerk durften nicht vergrößert werden, um die Festigkeit des Steinverbandes nicht zu schwächen. Wenn es dann noch zum Schutz gegen Kälte und die Unbilden des Winters notwendig war, die Lichtschlitze mit Holzklappen zu verschließen oder gar mit Stroh zu verstopfen, mußten die Räume mit Fackeln, Kienspan und Öllampen ausgeleuchtet werden. All diese Lichtquellen entwickelten Qualm, Ruß und belästigten ihre Umgebung mit unangenehmem Geruch. Zumindest in diesem Punkt verlassen die Minnesänger ihre oft idealisierte Welt. Der ungenügende Schutz der Burgbewohner vor der Kälte und die Ungastlichkeit der dunklen Burgräume veranlaßten Walther von der Vogelweide, in einem seiner Gedichte auszurufen: „Möhte ich verläfen des winters gezit!“ Bei vielen Grabungen auf Burgplätzen, die bis zum 14. Jahrhundert zerstört wurden, konnten keine Splitter von Fensterglas gefunden werden. Obwohl die Glasherstellung technologisch schon im 10. und 11. Jahrhundert genau beschrieben wurde, waren im Mittelalter wohl nur die reichen Klöster und die Kirchen in der Lage, die Fenster ihrer Gotteshäuser mit teurem Fensterglas zu versehen. Die Minnesänger Wolfram von Eschenbach und Hartmann von der Aue erwähnten die Verwendung gläserner Scheiben in den Herrschaftsburgen als etwas Besonderes. Erst im 15. Jahrhundert hat sich die Verwendung von Tafelglas in den Burgen verbreitet. Jetzt tauchten in den Rechnungsbüchern der Burg Rochlitz wie in vielen anderen deutschen Burgen Eintragungen über die Bezahlung von „tavelglas und venedisch scheidenglas“ auf. Ein Jahrhundert später

veröffentlichte Georgius Agricola die theoretischen und technologischen Grundlagen für die Glashütten. Es gelang nun auch, klares, helles Flachglas, das gegenüber dem durch Verunreinigung getrübbten „grünen Waldglas“ einen großen Qualitätsfortschritt darstellte, zu produzieren.

Die Burgenbauer widmeten der ausreichenden Wärmerversorgung der Wohnräume große Aufmerksamkeit. Prächtige romanische Kamine sind auf vielen Burgen, so auf der Schönburg an der Saale, auf der Burg Kohren im Bezirk Leipzig, auf dem Falkenstein im Selketal und in Ummendorf in der Magdeburger Börde, erhalten. Bei den Kaminen deckte ein meist trichterförmiger Rauchfang die offene Feuerstelle ab. Auch an vielen Ruinen zeichnet sich der Abzug für den Kamin noch in den Resten des Mauerwerkes ab. War kein Abzug vorhanden, bestand die einzige, meist recht dürftige Wärmequelle aus einem Holzkohlebecken, das beliebig inmitten des Raumes aufgestellt werden konnte.

Obwohl die Herstellung von Ofenkacheln bereits aus dem 9. Jahrhundert bekannt ist, hat in Deutschland ihre Produktion in einfarbiger, glasierter Ausführung erst seit dem 13. Jahrhundert zugenommen. Bis dahin nutzte man das Wärmespeichervermögen großer, unglasierter Nöpfe, die auf dem Herd erwärmt wurden. In der Neuenburg an der Unstrut wurde der älteste Kachelofen auf dem Gebiet der DDR gefunden. Er war aus solchen Tontöpfen, die mit ihrem Hohlteil nach außen zeigten, zusammengesetzt.

Am Ende des 16. Jahrhunderts wurden sowohl auf der



böhmischen als auch auf der sächsischen Seite des Erzgebirges die ersten gußeisernen Öfen hergestellt. In vielen Burgmuseen sind die in den Eisenhämmern von geschickten Handwerkern hergestellten schwarzen Ofenplatten zu sehen. Ihr reicher Bildschmuck gibt Einblick in die Trachten der ausgehenden Gotik und in einigen Fällen auch in das damalige Aussehen der Wehranlagen.

In Bauresten und in den Beschreibungen der alten Schriftsteller sind heute noch die römischen Aquädukte, die Thermalbäder und die Cloaca Maxima als größtes Kanalisationssystem zu bewundern. Es werden Toiletten mit Wasserspülung in Pompeji beschrieben und große öffentliche Bäder im alten Griechenland. Vergleicht man diesen hohen Stand der Sanitärtechnik mit den Einrichtungen, die auf den Burgen zur täglichen Körperpflege vorhanden waren, oder gar mit der Methode, nach der die Fäkalien aus der Burg beseitigt wurden, so zeichnet sich deutlich der kulturelle Rückstand ab, den die Feudalgesellschaft zugelassen hat.

Wiederum erweist sich, daß die Beschreibung des Burgenlebens durch die Minnesänger von Wünschen, von der Vorstellung einer idealisierten Welt, getragen war. Mehr die höfische Aufmerksamkeit spricht aus der Beschreibung, daß dem sagenhaften Ritter Parzival eine Badekufe in sein Schlafzimmer gebracht wird, als das Bedürfnis, einen Reinigungseffekt zu erreichen. Badestuben oder gar gesonderte Badehäuser waren sogar in den großen Burgen selten. Der herrschende Adel schien Schmutz und Ungeziefer offensichtlich als



unabwendbar hingenommen zu haben. In Chroniken ist über die im 13. Jahrhundert lebende Landgräfin von Thüringen zu lesen: „... aber auch die heilige Elisabeth verschmähte die Körperpflege, so daß sie, als sie endlich einmal auf vieles Zureden sich entschloß, ein Bad zu nehmen, doch im letzten Augenblick noch bereute, so weltlich gesinnt zu sein, nur einen Moment mit dem Fuß in der Wanne plätscherte und sofort das Bad für beendet erklärte.“ Das wenig ausgeprägte Reinlichkeitsbedürfnis des Feudaladels hat sich bis über die Burgenbauzeit hinaus erhalten. Die Mini-Waschschüssel und die kostbaren Wasserkrüge aus Silber mit 500 Kubikzentimeter Inhalt in den Schloßbauten beweisen dies. Noch von Ludwig XIV. wird berichtet, daß er nur einmal im Leben gebadet habe und die Toilettenutensilien seines Hofes sich auf Puder, Schminke, Rosenöl, Alkohol und Milch beschränkten. Wie Schwalbennester an die Wand geklebt, springen an den meisten Burgen kleine Erker hervor. Manchmal sind von den nach unten offenen Anbauten nur noch die Kragsteine im Mauerverband erhalten. Diese „heimlichen Gemächer“ umkleideten den Abortsitz und ermöglichten den Abtransport der Fäkalien im freien Fall nach einer unzugänglichen Stelle des Berings oder in den Burggraben. Wie unbequem mag die Benutzung gewesen sein, wenn im Winter eisige Stürme um die frei stehende Burg gepfiffen haben! In den Amtsbüchern einer sächsischen Burg taucht allein in einem Jahr ein Posten von zwei Dutzend „Nachtschirbeln“ auf. Sollten die Burgbewohner dadurch ihren Aufenthalt an diesem kalten, zugigen Ort verkürzt haben?



Zum Ausgang der gotischen Zeit wurden im inneren Mauerwerk für den Abort Nischen ausgespart und die Abfälle über einen langen, schrägen Schacht nach außen befördert. Die notwendige Reinigung solcher Schloten war gewiß eine furchtbare Arbeit. Sie galt wie die Tätigkeit des Scharfrichters und des Abdeckers als „unehrlich“. Doch auch vor den von Unrat starrenden Schächten machten Diebe nicht halt. 1773 wurde in der Burg Rochlitz ein solcher Kanal als Einstieg benutzt, um aus der Amtsstube 200 Taler zu stehlen.

In alten Berichten ist vermerkt, daß die Art der Fäkalienbeseitigung in der Burg zu Erfurt fast die Reichsgeschichte beeinflußt hätte. 1183 hielt Friedrich Barbarossa einen Reichstag ab und versammelte viele Ritter und Würdenträger des Reiches im größten Saal der Burg. Offensichtlich war die Holzkonstruktion des Fußbodens für derartige Belastungen nicht berechnet; die Balken brachen, und plötzlich verschwand ein Teil des Hofgefolges und des Ritteradels in dem Dunkel einer unter dem Saal angelegten Jauchegrube. Einhundert Ritter sollen bei diesem Unfall den Tod gefunden haben. Der Kaiser konnte sich durch einen Sprung aus dem Fenster vor dem Abgrund retten.

Zu einer architektonisch imponierenden Lösung haben die Abortanlagen an den großen Ordens- und Bischofsburgen geführt, die – hervorragend restauriert – in Polen zu sehen sind. Den Wohngebäuden war ein freistehender Turm vorgelagert, der mit der Burg durch einen weitgespannten, brückenähnlichen und überdachten Laufgang verbunden war. Der Turm dieses Danskers, wie die riesigen Abortanlagen genannt

werden, war als Fallschlot ausgebildet und beförderte den Unrat entweder in ein fließendes Gewässer, das durch den Turm geleitet wurde, oder in Fäkalienwagen, die innerhalb des Turmes in Bereitschaft standen.

Die Mahlzeiten für die Bewohner der meisten Feudalburgen waren oft einfach, manchmal sogar karg bemessen. Der Minnesänger Wolfram von Eschenbach hat eine Beschreibung der Tafelfreuden in einer Burg hinterlassen, die für die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert wohl typisch war.

Daheim in meinem eignen Haus
Erlabt sich selten eine Maus
Die müßte ihre Speise stehlen
Mir braucht sie niemand zu verhehlen.

Zur Bereitung der Speisen für die Burgherrschaft und das Gesinde, meist wohl auch für das Futter der in der Burg lebenden Tiere, gab es auf jeder Burg eine Küche. Entweder war der offene Herd in einem Raum des Wohngebäudes untergebracht, oder er stand als gesondertes Bauwerk innerhalb des Burgberings. Dabei waren durch unmittelbare Nähe des Speisesaals die Transportwege recht kurz.

Die Rauchgase des Feuers wurden über eine große Haube abgeleitet, die oft die Grundfläche des Herdes noch überragte. In diesen Kaminschlot konnten auch die zum Räuchern vorgesehenen Nahrungsmittel eingehängt werden. Auf vielen Burgen, beispielsweise in Bernburg und in Kapellendorf, ist der mächtige Rauchfang mit dem Schornstein noch in altem Zustand zu

sehen. Einer der größten offenen Kamine in Europa, der allerdings erst aus der Zeit um 1600 stammt, deckt die Küche von Burg Burgk, im oberen Saaletal, vollständig ab. Die Küche ist als Teil des Museums zugänglich und beherbergt viele mittelalterliche Küchengeräte.

Findet man an den Burgmauern Ausgußsteine, die aus der Mauerflucht vorstehen, dann weist die Spur meist auf eine Küche hin. Über eine flache Flußrinne, die in den Stein geschlagen ist, konnten Abwässer durch die gesamte Mauerdicke befördert und dann in den Burggraben oder an andere unzugängliche Stellen des Burggeländes abgeleitet werden.

Der Bauer wirft die Fessel ab

Beim Bau der Feudalburgen hatte die Dorfbevölkerung Spanndienste und Fronarbeiten zu verrichten. Dabei lernte der Bauer die Befestigungstechnik kennen, mit deren Hilfe der Adel seine Machtposition sicherte. Er erkannte die Vorzüge des Steinbaus, den er sich für seine aus Holz und Lehm errichteten Bauernhäuser nicht leisten konnte.

Als die königliche Gewalt nicht mehr in der Lage war, die Ordnung und Sicherheit im Reich zu gewährleisten, und der Adel und die geistlichen Grundherren im Bestreben nach Vergrößerung ihrer Territorialmacht das Land mit ihren Fehden und Privatkriegen überzogen, gab es einen Leidtragenden in diesen Wirren, den Bauern. Er war in erster Linie der Geschädigte und wurde oft an die Grenze des Verhungerns gedrängt.

Burgküche mit Rauchfang



Um sein Leben und die wenige Habe vor den Willkürmaßnahmen des Adels zu schützen, nutzte er die bereits in den alten Religionen verbürgte Unantastbarkeit des geheiligten Bodens. Er befestigte seine Kirchen und umfriedete sie mit Mauern. Es entstanden hauptsächlich vom 13. bis zum 15. Jahrhundert die heute noch in ihrer ursprünglichen Form erhaltenen wehrhaften Kirchen.

Betrachtet man eine Karte, auf der diese Kirchen in der DDR eingetragen sind, so ergibt sich eine sehr ungleiche Verteilung. Neben Gebieten, wo Wehrkirchen in dichter Folge gebaut wurden und ähnlich einer Burgenkette das Land überziehen, gibt es ausgedehnte Landschaften, in denen keine befestigten Kirchen vorkommen. Dort, wo über viele Jahrhunderte die Machtinteressen mehrerer Territorialherren zusammenstießen und es oft zu blutigen Auseinandersetzungen kam, war der Bauer gezwungen, Vorkehrungen zum Schutz seines Lebens und seiner Güter zu treffen. Dann konnte er seine Arbeitskraft, die ihm neben der Fronarbeit übrigblieb, nicht nur zur Erzeugung landwirtschaftlicher Produkte verwenden, sondern er mußte einen Teil seines Tagewerkes an die Befestigung der Dorfkirchen binden. Typische Beispiele für die Herausbildung solcher Zentren befestigter Kirchen ist das Weragebiet um Meiningen, der Raum südlich von Erfurt und das Erzgebirge.

An der mittleren Werra prallten die Interessen dreier großer Feudalherrschaften zusammen; des Hochstifts Würzburg, der Grafen von Henneberg und des Bistums Fulda. Der historische Atlas bringt auch für die anderen

Gebiete die Erklärung, weshalb der Bauer zur Errichtung von Verteidigungsbauten gezwungen war. Die Grenzen des Thüringer Städtebundes, des mächtigen Kurfürstentums Mainz und der zunehmend erstarken Grafen von Schwarzburg stießen im Süden von Erfurt zusammen. In diesem Gebiet wurden deshalb etwa 34 Wehrkirchen auf eng umgrenztem Gebiet von etwa 25 Kilometern Durchmesser erbaut.

Auch bei den wehrhaften Kirchen haben sich verschiedene Grundformen herausgebildet. Im Erzgebirge, wo sich vor allem im 15. Jahrhundert ein besonderer Typ der Wehrkirche in Großrückerswalde, Lauterbach und Dörntal entwickelt hatte, suchten die Gebirgsbauern Schutz vor den Kriegszügen der revolutionären Hussiten gegen ihre feudalen Unterdrücker. Wie bei einem Taubenschlag umzog ein hölzerner Wehrgang unterhalb des Daches das Gotteshaus. Mächtige Holzbalken von fast einem halben Meter Stärke und eine 23 Zentimeter dicke Blockwand mit ausgesparten Schießscharten boten den Bauern eine günstige Kampfposition. Bemerkenswert war die Möglichkeit, den Fußboden des Wehrgangs teilweise zu öffnen, um einen Feind am Fuß der Kirchenmauer mit Pech oder heißem Wasser bekämpfen zu können. Der Kirchenraum war nur notdürftig mit schlitzenartigen Fenstern durchbrochen, um die Festigkeit der teilweise bis zu zwei Meter starken Kirchenmauern nicht zu beeinträchtigen. In der Kirche von Großrückerswalde zeigt ein „Pestbild“ aus dem Jahre 1583, daß die denkmalpflegerische Arbeit an der Kirche den ursprünglichen Zustand hervorragend erhalten hat.

Nach anderen Prinzipien befestigten die Bauern in Thüringen ihre Kirchen. Kommt man zu den umwehrten Kirchen von Walldorf oder Rohr im mittleren Weragebiet, meint man eher vor einer Feudalburg zu stehen als vor einem Gotteshaus. Bis zu acht Meter hoch war die Ringmauer, die den Kirchenhof umschloß. Mit vielen Schießscharten bestückt und mit Wehrgängen versehen, die teilweise in mehreren Etagen übereinander angeordnet waren, widerstanden diese Anlagen bis zum Einsatz schwerer Feuerwaffen jedem Angriff.

Bei vielen Kirchen im Gebiet nördlich des Thüringer Waldes und im Rhönvorland beweisen die teilweise noch zinnenbewehrten Kirchtürme, daß sie ursprünglich nicht für religiöse Handlungen erbaut wurden. Die Türme in Espenfeld, Kleinbreitenbach und Siegelbach, alle auf kleinem Raum südlich von Arnstadt, verraten wie viele andere Kirchtürme ihre Herkunft aus einem feudalen Wehrbau. Die Territorialherren billigten im eigenen Interesse die Ausbildung wehrhafter Bezirke in den Dörfern und überließen den Bauern manchmal die von ihnen verlassenen Wehranlagen. Die Dorfgemeinschaften bauten an diese Wehrtürme die Langhäuser der Kirchen an und erhielten die Anlage wehrfähig. Durch diesen Schachzug behielten sich die Feudalherren das Öffnungs- und Mitnutzungsrecht vor und nutzten sie für die Sicherung ihres Territoriums. Selbst brauchten sie keine Aufwendungen für die Instandhaltung zu leisten und waren auch nicht mehr ge-

Erzgebirgische Wehrkirche



zwungen, die Unbequemlichkeit eines Lebens in den engen Burgmauern auf sich zu nehmen. In diesem Zusammenhang waren die Grundherren genötigt, oft recht erhebliche Zugeständnisse an die Bauern zu machen. Urkunden aus dem Jahre 1573 weisen beispielsweise für die kleine Gemeinde Rohr aus, daß die Dörfler zur Verteidigung ihrer Wehranlage mit 31 Büchsen und 56 Spießsen bewaffnet waren.

In den Maitagen des Jahres 1525 fand das grausame Gemetzel an 5000 Bauern in der Schlacht bei Frankenhäusen seinen blutigen Höhepunkt im Turm der Wasserburg zu Heldrungen. Vor den Augen von Herzog Georg von Sachsen und mehrerer Grafen ließ der berüchtigte Graf Ernst von Mansfeld seine Wut über die mutige Tat der deutschen Bauern an einem ihrer bewährtesten Führer, an Thomas Müntzer, aus. Nachdem er zuvor „übel gemartert worden“ war und „nach einigen Tagen greulich mit ihm umgegangen, so daß er in der Wundfieberhitze nach den Martern der Folter zwölf Kannen Wasser getrunken haben soll“, mordete der Adel den Doktor der Theologie, den Prediger an der Marienkirche zu Zwickau, den hervorragendsten Führer der Volksbewegung in der Reformationszeit. Das als Flugblatt verbreitete „Bekennnis Thomas Müntzers“ beweist, daß keine Qual den Bauernführer beugen konnte.

Im Bauernkrieg war es den adligen und geistlichen Herren noch einmal gelungen, den Aufstand des Landvolkes gegen Unterdrückung, Willkür und Gewalttaten niederzuschlagen. Noch einmal konnte der Haß der Bauern gegen die Feudalburgen eingedämmt werden.

292 Burgen, die allein im Gebiet der kirchlichen Stifte Würzburg und Bamberg von den aufständischen Bauern gestürmt und verbrannt wurden, bezeugen den Schrecken und die Unterdrückung, die von den Burgen ausging.

Rund 400 Burgen sind bei uns noch erhalten. Sie stehen unter Denkmalschutz. Vielfältig werden sie genutzt – als Museum, Hotel, Jugendherberge oder Ferienhaus.

Sachwortverzeichnis

Abteufen

Herstellen von Brunnenlöchern oder bergbaulichen Schächten

Bering

Äußere Begrenzung des Burggeländes. Meist bestimmte die Befestigungsmauer den Bering

Bergfried

Hauptturm der Burg, in dem die Burgbewohner die letzte Zuflucht suchten

Bergsporn

Ausläufer eines Bergzuges, der wegen schwerer Zugänglichkeit an mehreren Seiten oft als Bauplatz für eine Burg bevorzugt wurde

Bogner

Handwerker, der Armbrüste herstellte und auch in der Lage war, sie mit reichen Verzierungen zu versehen

Bruchsteinmauer

Mauerverband aus rohen, nicht behauenen Steinen

Deckzeug

Kriegsmaschinen, durch die angreifende Krieger vor den Geschossen der Burgbesatzung geschützt werden sollten

Eisenschuh

Eisenspitzen, die das → Fallgitter nach unten begrenzten

Eisenhammer

Produktionsstätte, in der Eisen geschmiedet wurde

Erker

Ein auf → Kragsteinen gelagerter Vorbau an Gebäuden.

Ursprünglich wurden die Erker vorwiegend für Verteidigungszwecke angebracht

Fallgitter

Vorrichtung zum plötzlichen Verschließen des Burgzuganges. Das Gitter bestand meist aus schweren Holzpfehlern und hatte unten → Eisenschuhe

Fehde

Krieg zwischen einzelnen Feudalherren oder feudalen Geschlechtern

Fenstergewänder

Rahmenartige, oft mit Schmuck versehene Begrenzung eines Fensters

Geißfuß

Einarmiger Hebel an der Armbrust, der das Spannen der Waffe erleichterte

Gußerker, Gußloch

Aus der Mauerflucht vorkragende Scharte (Öffnung), um einen Angreifer von oben beschützen beziehungsweise bekämpfen zu können. Auch als Pechnase bezeichnet

Halsbrünne

Am Helmrand befestigter Teil des Ringpanzers, der den Hals vor gegnerischen Waffen schützen sollte

Händel

Streit zwischen den Feudalherren, oft auch als → Fehde bezeichnet

Harnisch

Kompletter Körperschutz aus Metallteilen, die beweglich miteinander verbunden sind

Haspel

Hebevorrichtung für Lasten mit Ausnutzung der Hebel-

gesetze. Mit Haspelantrieben wurden Schöpfeimer des
Brunnens, Zugbrücken und Fallgitter bewegt

Heerbann

Aufgebot des mittelalterlichen Heeres zum Kriegszug

Heerschild

Rangordnung im Feudalsystem, die sich gleichzeitig im
Heeresaufgebot widerspiegelte

Kastell

Wehrbau mit rechteckigem Grundriß. Ursprüngliche
Form war die Kaserne der römischen Truppen. Später
eine Sonderform der Feudalburg

Kastellan

Von einem Feudalherren mit der Verteidigung einer
Burg Beauftragter (auch Burgvogt)

Kemenate

Heizbares Bauwerk oder auch Zimmer mit Kamin in
einer Burg. Oder auch: Rechteckiger Wohnturm im
sächsisch-thüringischen Raum

Kragstein

Aus der Mauer vorstehender Stein, der zur Auflage von
Anbauten wie → Erker oder Wehrgängen dient

Motte

Einfacher Wehrbau, meist nur ein Wohnturm im
Mauerring, der auf einem künstlich aufgeworfenen
Hügel steht

Nuß der Armbrust

Eingekerbte Hornscheibe in der Säule der Armbrust, die
nach Betätigung der Abzugstange die Sehne zum
Schuß freigibt

Ordensritter

In einer Gemeinschaft organisierte Ritter, die nach

ähnlichen Regeln wie die Mönche lebten und für die Kirche im Kriegsdienst standen

Palisade

Hindernis aus zaunartig angeordneten Pfählen

Parierstange

Schwerteil zwischen Knauf und Klinge zum Schutz der Hand

Plattner

Schmied, der auf die Produktion und Verzierung von
→ Harnischen spezialisiert war

Ringwall

Künstliche Aufschüttung als Begrenzung früher Wehranlagen. Teilweise wurden Ringwälle auch noch im Feudalburgenbau genutzt

Sarwürker

Handwerker, der aus Draht ein Geflecht herstellte, das den Körper wie ein Kleidungsstück umgab und vor Waffeneinwirkung schützte

Schießscharte

Maueröffnung, durch die ein Gegner mit Waffen bekämpft werden konnte

Schild

Schutzbewaffnung des Kriegers, die Teile des Körpers vor gegnerischen Waffen decken sollte

Schildmauer

Besonders stark ausgebildeter Teil der Ringmauer zur Verstärkung der Angriffsseite der Burg

Schöffe

Gerichtsbeisitzer, der dem Feudalherrn bei der Rechtsprechung behilflich sein sollte

Schwertleite

Feierliche Zeremonie, während der der junge Adlige zum Ritter geschlagen wurde

Spanndienst

Den Bauern zwangsweise auferlegte Dienste, die unter anderem beim Burgenbau zu schweren Ausbeutungen führten (auch Frondienst)

Visier

Beweglicher Teil des Helmes, der das Gesicht schützte und außerhalb des Kampfes hochgeklappt werden konnte

Visierung

Darstellung der Idee des Baumeisters in Form eines Modells oder eines Planes

Wandelturm

Fahrbarer Turm der Belagerer, der gegen die Wehranlage vorgerückt wurde. Er konnte in mehreren Stockwerken Belagerungsmannschaften schützen

Wehrplatte

Oberster Teil des Bergfrieds, auf dem die Burgbesatzung, hinter Zinnen geschützt, vorteilhaft kämpfen konnte

Zisterne

Aus dem Fels gehauener oder gemauerter Sammelbehälter für Regenwasser

Zwinger

Zwischen Ringmauer und einer vorgelagerten Mauer gelegener Verteidigungsraum, der vor Betreten des Burginnern passiert werden mußte

Inhaltsverzeichnis

- 5 Flucht aus dem Wehrturm
- 11 Am Anfang war die Höhle
- 13 Der fünftausendjährige Turm
- 16 Der Limes schützt ein Imperium
- 18 Die Fälscher vom Kloster Hersfeld
- 26 Die Burg – ein ewiger Bauplatz
- 37 Wie groß war die Baustelle?
- 39 „Bellifortis“ – ein Buch der Kriegskunst
- 41 Für Reich, Ritter und Kirche
- 48 Sag mir gleich, wie alt du bist!
- 56 Mit Quark und Ochsenblut?
- 58 Die Zeichen auf dem Stein
- 61 Hindernislauf
- 68 Die letzte Zuflucht – der Bergfried
- 76 Heerschildordnung und Lehnspyramide
- 78 Der Sachsenspiegel – das erste Lehnsrechtsbuch
- 82 Die Burgenromantik hält Einzug
- 85 Vom Edelknaben zum Ritter
- 94 Schuß- und Feuerwaffen
- 98 Der Kampf um die Burg
- 108 „Labt euch vergnügt an mir ...“
- 115 Leben und Wohnen in der Burg
- 126 Der Bauer wirft die Fessel ab
- 134 Sachwortverzeichnis



1. Auflage 1981

© DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN – DDR 1981

Lizenz-Nr. 304-270/124/81-(40)

**Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig
– III/18/97**

LSV 7831

Für Leser von 11 Jahren an

Bestell-Nr. 631 194 7

DDR 3,— M

Wie sah eine heute verfallene Burg aus, als dort noch Ritter und Knappen lebten und blutige Fehden um ihre Mauern tobten? Das Buch bringt eine Fülle von Informationen über diese charakteristische Architekturform des Feudalismus.

